1. Jahrgang. Einzelpreis 25 Groschen. Nr. 3.



Kattowitz, den 12. November 1932

Bezugspreis: monatlich 0.80 zł, vierteljährlich 2.40 zł zuzüglich Postbestellgebühr.
Bestellungen werden von allen Postämtern und Geschäftsstellen entgegengenommen.

Der „Oberschlesische Landbote" erscheint an jedem Sonnabend
Verantwortlicher Schriftleiter: Anselm Kytzia, Chelm.
Verlag und Geschäftsstelle:
Kattowitzer Buchdruckerei und Verlags-Sp. Akc., Katowice, ulica 3-go Maja 12.
Fernruf: 7, 8, 10, 2635. P. K. O. Katowice 302 620.
Druck: Concordia Sp. Akcyjna, Poznań, ul. Zwierzyniecka 6.

Anzeigenpreis: Die 8-gespaltene mm-Zeile im Anzeigenteil 0.10 zł, die 3-gespaltene mm-Zeile im Textteil 0.50 zł. Rabatt laut Tarif. Für das Erscheinen von Anzeigen in einer bestimmten Nummer wird keine Gewähr übernommen.



Wahrzeichen der Einheit des deutschen Volkes auf der ganzen Erde.

Deutsche Einheit.

Farbenpracht und Sonnenwärme des Sommers sind dahingeschwunden. Kalte, graue Nebel, die aus den Klüften und Tälern der Erde quellen, haben das Laub müde gemacht und blaß gefärbt, harte Winde und Regenschauer drücken es zur Erde, lassen es vermodern. Es wird stiller in der Natur. Pflanzen und Bäume hüten nur noch unter der Erde in ihren Wurzeln ihre Kraft, die Tiere suchen und bereiten ihren Winterschutz. Der Landmann schleppt ein Werkzeug nach dem anderen vom Felde, bald gibt es nur noch im Haus und auf dem Hof Arbeit. Der graue November hat seinen Einzug gehalten.

Die Zeit der stillen Einkehr ist da. Seit Jahrhunderten, ja wahrscheinlich seit urewigen Zeiten ruht es im wachen Bewußtsein der Menschen, daß diese trüben Wochen von der Vorsehung dazu geschaffen sind, um allem Leben Zeit zur Besinnung auf sich selbst, zur Wahrung und Klärung der Kraft in den eigenen Wurzeln zu geben. Seinen augenfälligsten Ausdruck findet dieses Bewußtsein zur Pflicht auf Selbstbesinnung in den kirchlichen Festen, die von den christlichen Bekenntnissen teilweise schon viele Jahrhunderte hindurch im November gefeiert werden. Die katholische Kirche beginnt den Monat mit den großen Kirchenfesten Allerheiligen und Allerseelen, die evangelische Kirche feiert in ihm den Buß- und Bettag und das Totenfest. Alles Feiertage, die nicht verheißen, wie Ostern, und jubeln wie Pfingsten oder Fronleichnam, sondern die an unsere Vergänglichkeit und unsere Sünde mahnen und an uns die Frage richten: Wie wird es sein, wenn dereinst von dir deine Seele gefordert wird?

Einkehr und Besinnung dürfen niemals nur einen Teil unserer Seele erfassen, sie müssen von allem

Besitz nehmen, was in unserem Inneren lebt und treibt. Wir müssen restlos ehrlich gegen uns selbst werden und den Willen haben, alles in uns zu erkennen, was in der Zeit der Einkehr geläutert werden soll. Mag der Schiffsmann auch noch so standhaft an dem kleinen Riß in seinem Segel vorbeisehen: der erste Windstoß zerreißt ihm unerbittlich die Leinwand und gibt ihn hilflos den Wellen preis.

Darum fordern die stillen Wintermonate, die vor uns liegen, von uns mehr, als nur Rechenschaftslegung vor dem anständigen Menschen in uns über unser allgemeinmenschliches Tun und Lassen. Sie fordern von uns Einkehr und Rechenschaft auch als deutsche Menschen. Sie mahnen uns zum Nachdenken an die Pflichten, die uns die allgewaltige Schöpfungsmacht dadurch auferlegt hat, daß sie uns als deutsche Menschen schuf. Sehr viele unter uns, ja die meisten können sich mit ruhigem Stolz Rechenschaft von ihrer deutschen Seele geben. Sie haben die Werte ihres Volkstums bewahrt und sie still und stark in ihren Taten und in ihrem Leben wirken lassen, zum Wohle ihrer deutschen Brüder, zum Wohle ihrer Heimat und damit zum Wohle jedwedes Lebens. Denn deutsches Wesen heißt nicht Kampf gegen anderes Wesen, sondern heißt Verinnerlichung und Festigung alles Tuns, heißt Werte schaffen überall.

Aber die Zahl der Kleinmütigen unter uns ist auch nicht gering. Wie viele haben in ängstlicher Sorge um materielle Güter Heimat und Volkstum vergessen, ja hier und da wohl gar den deutschen Menschen in sich verleugnet. Sie alle sind nicht weiter gekommen. Die große Not der letzten Jahre hat auch ihnen das geringe Gut, das in Einzelfällen dem einen oder dem anderen die Verleugnung seines Wesens einbrachte, weggerafft, und sie sind jetzt doppelt arm, arm an Habe und arm in ihrer Seele. Es genügt nicht, wenn sie sich wie Ertrinkende an einen Strohhalm klammern und sagen: wir haben ja unsere deutsche Sprache erhalten. Das ist wie ein Gefäß ohne Inhalt. Denn wenn ihnen neben der deutschen Sprache nicht auch der deutsche Geist verblieben ist, oder wenn sie gar ihre deutsche Sprache dazu benutzten, um den Versuch zu machen, Uneinigkeit in unsere Reihen zu säen, so sind sie taube oder brandige Aehren und gehören zur Spreu.

Die Zeiten sind schwer und werden noch lange schwer bleiben. Eine tiefe Erkenntnis unserer Aufgaben und ein fester Wille, sie zu erfüllen, tut dringend not. Wer sich zu dieser Erkenntnis und zu diesem Willen noch nicht durchgerungen hat, dem geben die kommenden Wochen dazu die Zeit. An Hab und Gut sind die Unterschiede kleiner geworden, die Weltnot hat überall Reichtum dahingerafft und Armut geschaffen. Unabhängig von der Ergiebigkeit der Felder und unserer Arbeit geht die Wirtschaft ihren Weg, der Zufall des Weltgeschehens hat uns arm gemacht, er kann uns auch wieder reich machen, wenn wir unsere Hände kräftig, unser Werkzeug blank und unseren Willen stark erhalten.

Aber geistig kann auch die bitterste Not uns nicht verarmen lassen, und die Zeiten der blühendsten Wirtschaft können uns nicht reich machen. Den Geist schaffen wir immer in uns selbst. Das ist der ungeheure Schatz, der im deutschen Menschen ruht: daß er ein tiefes Innenleben führt, das ihm niemand rauben kann.

Diesen Schatz unserer Seele wollen wir wahren und mehren. Immer von neuem werden vor unseren Kindern die Pforten der deutschen Schulen geschlossen, sie erhalten in einer fremden Umgebung und in einer fremden Sprache die Grundbegriffe einer Kultur und einer Geschichte, die nicht die ihres Volkstums sind. Auch darin liegen Werte. Wie kann ich Fremdes verstehen, oder beurteilen, wenn ich es nicht kenne. Doch ist es Aufgabe der deutschen Eltern, das eigene Wesen in diesen Kindern zu wecken und in ihre Seelen die Bilder einzufügen, die unzerstörbares Gut des deutschen Menschen sind. Deutsche Lieder, von den Müttern den Kindern an langen Winterabenden gelehrt, klingen ewig fort und binden an Heimat und Volkstum wie nichts anderes auf der Welt.

Der Schwere der Zeit wollen wir unsere Treue und unsere Einigkeit entgegensetzen. Treue im Geist und in der Tat, helfen, wo geholfen werden muß und geben, wo wir geben können. Denn unsere deutsche Not wird niemand lindern, wenn wir es nicht selbst tun. Wie viele tausende Deutsche unserer Heimat sind bitteren Entbehrungen und wohl auch dem Hungertode in diesem Winter ausgesetzt, wenn wir selbst ihnen nicht durch Winterspenden helfen können.

Einmal ist die Zeit da, wo jedem von uns die letzte Rechenschaft gefordert wird. Einmal, wenn wir ganz alt sind, werden wir im Anblick unserer Kinder sie selbst von uns fordern, oder die Kinder fordern sie von uns. Dann ist es zu spät zur Besinnung. In unserer Schaffenskraft und Schaffensfähigkeit sind unsere Pflichten enthalten. Daß wir sie erkennen, dazu mahnt uns die Zeit. Sie fordert von uns die Einkehr als Christen und als Deutsche.

H. R. Wiese,
Hauptgeschäftsführer des Deutschen Hauptarbeitsausschusses (Deutsche Vereinigung).

Was in der Welt geschah

Maiskolben für Theaterkarten. Aus Budapest wird gemeldet: In Kiszkörös hatte der Direktor eines dort gastierenden Wanderzirkus den Einfall, die Eintrittspreise bei einer Kindervorstellung mit 12 Heller oder 10 Maiskolben pro Person festzusetzen. Dieser Einfall hatte einen durchschlagenden Erfolg. Die Vorstellung wurde von mehr als tausend Kindern besucht, wobei vor dem Wanderzirkus ganze Berge von Maiskolben anwuchsen, so daß der Direktor nun Mühe hatte, die riesigen Maismengen loszuwerden.

*

Von den Teufelsinseln entflohen. Sechs von der Teufelsinsel entflohene Sträflinge trafen nach einer abenteuerlichen Kanufahrt auf der holländischen Insel Curacao ein. Sie wollten Südamerika erreichen, mußten aber wegen Wassermangels in Curacao anlegen. Man hat sie vorläufig interniert; die Behörden sind unschlüssig wegen der Auslieferung. Die Namen der sechs Sträflinge werden geheimgehalten, angeblich soll es sich um fünf Franzosen und einen Spanier handeln.

*

Mussolinis „Traumstraße“. Mit einem grandiosen Festakt wurde die längste gerade Autostraße Europas, „Mussolinis Traumstraße“, vom Duce selber eröffnet. Sie heißt „Traumstraße“, weil sie mit ihren 125 Kilometern Länge, die sich zwischen Turin und Mailand ohne jede Kurve in einer ungebrochenen Geraden hinziehen, ein Projekt zur Wahrheit werden lassen, das heißer Wunsch, ja, fast traumhafte Sehnsucht des Duce gewesen ist. Jetzt hat er es geschafft. Diese Straße, die über Sümpfe hinweg, über Ströme und Abgründe gelegt werden mußte, deren Herstellung zuweilen eine Unmöglichkeit schien, für die 89 Brücken gebaut werden mußten, 72 riesige Viadukte und 84 Tunnels, ist vollendet. Mussolini selbst fuhr als erster über die glatte Chaussee, die den besten Boden von ganz Europa besitzen soll. Ihm folgte eine Kavalkade von Autos aus der ganzen Welt.

*

Auch in Amerika gibt es Falschmünzer. In New York ist eine Falschmünzeraffäre von wirklich „amerikanischen“ Ausmaßen aufgedeckt worden, die an die abenteuerlichsten Kriminalromane erinnert. Nach achtmonatigen Beobachtungen und Nachforschungen ist eine geschickte Fälscherbande festgenommen worden, die „Blüten“ im Betrage von nicht weniger als 3 Millionen Dollar hergestellt hatte und damit Amerika und sogar auch Europa überschwemmte. Die Arbeiten der Kriminalpolizei blieben trotz aller Anstrengungen erfolglos, bis man einen Keller in Brooklyn fand, der sich als Hauptquartier der Fälscher entpuppte.

*

Amundsens Flugzeug gefunden? Finnische Blätter lassen sich aus Rußland berichten, daß an der Nordküste kürzlich Trümmer angespült wurden, die als Teile eines älteren Flugzeuges festgestellt worden sind. In russischen Fachkreisen sei man der Ansicht, daß man mit der Möglichkeit rechnen müsse, es mit Trümmern des Flugzeuges zu tun zu haben, mit welchem Amundsen seinerzeit den Flug zu den Nobile-Leuten antrat, von welchem er nicht zurückgekehrt ist. Da der Sommer in diesem Jahre auch in Nordpolarzonen außergewöhnlich warm war, hält man es für möglich, daß sich alte Eisgebiete gelöst und den Weg in wärmere Gewässer angetreten haben, wo sie geschmolzen sind und ihre Ablagerungen dem Meere überantwortet haben. Man meint, daß auf diese Weise die Flugzeugtrümmer sehr wohl erst jetzt zum Vorschein gelangt sein können.

*

Hauseinsturz bei einer Hochzeit. In Girgeh stürzte — wie aus Kairo gemeldet wird — in einem Hause, in dem gerade Hochzeit gefeiert wurde, der Fußboden des zweiten Stockwerkes ein, in dessen Räumen sich zahlreiche Frauen versammelt hatten, um dort das Hochzeitsmahl einzunehmen. Ein Teil von ihnen stürzte in das erste Stockwerk hinab, wo sich ebenfalls viele Festgäste befanden. Vierzehn Menschen büßten dabei ihr Leben ein.

*

Graf Posadowsky-Wehner †. Montag ist der deutsche Reichstagsabgeordnete und frühere Staatssekretär Graf Posadowsky-Wehner gestorben. Graf Posadowsky-Wehner war mit der engeren Heimat unserer Provinz verbunden, denn er kam nach seiner Referendarzeit in Breslau nach Posen, wurde 1873 Landrat in Wongrowitz und 1877 in der ehemaligen Kreisstadt Kröben. 1885 wurde er Landeshauptmann der Provinz Posen. Dieses Amt hatte er bis 1893 inne.

*

Polnischer Flugzeugindustrieller verhaftet. In Warschauer Industriekreisen hat die plötzliche Verhaftung des Vorsitzenden des Verwaltungsrats der Flugzeugwerke Podlaska Wytwórnia S. A. in Warschau - Biala Podlaska, des Barons Stanislaus Rosenwerth, großes Aufsehen hervorgerufen. Die Gründe der Verhaftung sind bisher nicht bekanntgegeben worden. Der Verhaftete, der gleichzeitig Vizepräsident des Polnischen Aeroklubs ist, war noch bis vor kurzem der Hauptbesitzer der Flugfabriken in Biala Podlaska, die er dann dem polnischen Staate verkauft hat.

Das Eigenheim und der Segen der Häuslichkeit

Den Segen des eigenen Hauses wußte der Deutsche einst in Wort und Spruch nicht genug zu rühmen. Im nachstehenden sollen einige entsprechende Sprüche angeführt werden:

„Eigener Herd ist Goldes wert,
Ist er gleich arm, hält er doch warm."
„Der beste Grund der eigne Grund,
Das schönste Haus, das eigne Haus,
Der beste Wein vom eignen Spund —
Erwerben macht den Segen aus."
„Ein Mann, der wohnen muß in anderer Leute Häuser, der ist ärmer als ein Karstäuser." (Hausinschrift in Hart in Tirol.)
„Ein halbes Haus — eine ganze Hölle."

Am eigenen Hause hängt der Mensch immer. Auch die Arbeiter wollen gern ein Häuschen mit einem Gärtchen, und, die ländlichen Genossenschaften haben in der Vorkriegszeit diese berechtigten und auch vornehmen Wünsche erfolgreich erfüllt. Jetzt sucht man durch Baugenossenschaften dieses Ziel zu erreichen. Soweit ihre Geschichte geschrieben ist, haben sie bei dieser Bewegung nicht die glückliche Hand gehabt wie die ländlichen Spar- und Darlehnskassenvereine.

Der englische Schriftsteller Ruskin sagt zu einem Eigenheim folgendes: „Ich kann an keinem Häuschen mit Gitterfenstern vorübergehen, ohne zu wünschen, es wäre mein eigen; das Schloß aber habe ich noch nicht gesehen, um das ich seinen Gebieter beneidet hätte. Obwohl ich mein Leben lang viele Kunstwerke und viele landschaftliche Schönheiten gesehen habe, hat sich mein allerpersönlichstes Gefühl und meine angeborene Vorliebe unwiderruflich schon längst an das Schlichte, Demütige und Friedvolle geheftet wie es mir unter den niederen, roten Dorfdächern Croydono entgegentrat."

Ein siebenbürgischer Dichter, ein Bauernsohn, schildert das Glück der Häuslichkeit unter dem Kapitel von der Bauernstube im Winter: „Draußen stürmt und schneit es. Die Scheuer ist gefüllt bis oben an. Im Stalle ruht das Vieh, und in der Stube sitzen sie um den mächtigen Ofen und spinnen." Die Stimmung die das Anwesen durchweht, bringt er im nachfolgenden Vers zum Ausdruck:

„Ein still Behagen durchweht den Raum —
Halb ist's ein Wachen und halb ein Traum.
O Bauernstube in Wintersruh,
Wo ist ein seliger Heim als du."

Selbstverständlich stehen auch die Tiere in naher Beziehung zum Segen der Häuslichkeit und nehmen daran teil.

Das eigene Haus war einst mit einem besonderen Hausspruch geziert. Dieser Brauch wirkte erzieherisch und sittlich veredelnd. Dazu ein Beispiel:

„Gottes Frieden und Segen wohn' in diesem Haus,
Nichts Böses walte drin, nur Gutes komm' heraus."

In solchen Worten liegt Antrieb zur Erfüllung seiner Pflicht und Schuldigkeit. Wenn die Dienstleute nach schwerer Arbeit mürrisch vom Felde heimkommen und auftrumpfen wollten, hat sie ein solcher Spruch zum Schweigen gebracht.

Die deutschen Dichter haben es verstanden, das Vaterhaus mit einem edlen Schimmer zu vergolden und den Zauber des stillen Familienglücks nach Feierabend oder am Sonntag zu besingen.

Für die Schätzung des eigenen alteingesessenen Eigenheims findet Hagelstange vielleicht das treffendste Wort, wenn er sagt: „Ein wirkliches Heim, in dem du groß geworden bist! Hast du einmal darüber nachgedacht, was die Tür an deinem Hause erlebt? Durch sie hat man deine Kinderwiege hinein- und die Särge deiner Eltern hinausgetragen. Lustig ist das kleine Wägelchen mit dem pausbackigen Knaben hier über die Schwelle gerollt — und still und stumm hat vor dieser Tür die düstere Trauerversammlung gestanden, die sich zum letzten Ehrengeleit eingefunden. Als toller, ausgelassener Junge bist du hier ein- und ausgesprungen, und mit der noch süßen Last des ersten Schulranzens auf dem Rücken. Und auch die Jahre gingen ein und aus. Scheu und zaghaft hat hier zum erstenmal deine Braut das Erbe deiner Väter betreten; fröhlich und guter Dinge hat sich ein prunkender Hochzeitszug zwischen diesen Pfosten hindurchbewegt, und müd' und matt bist du später noch oft durch diese Pforte heimgekehrt nach einem heißen Tage voll schwerer Arbeit und drückender Sorge. Vor dieser Tür hast du oft genug mit all den Deinen gesessen, um die kleinen Wechselfälle und Ereignisse des Tages zu besprechen — und hinter dieser Tür hast du mehr als einmal verstohlen die Tränen abgewischt beim Abschied deiner Kinder."

Kytzia.

Obstbaumpflege in den Wintermonaten

Jeder Besitzer eines Obstgartens hat auch noch in den Wintermonaten zu tun. Noch beim frostfreien Wetter sind die Scheiben um die Stämme aufzulockern und zu säubern, soweit diese Anlage eine Grasfläche bildet. Sehr nützlich ist das Zudecken der Wurzelflächen mit Stalldünger. Nach dem Schneiden und Ausholzen der Bäume ist die Bekämpfung der Schädlinge von großer Wichtigkeit. Dazu gehören die Blutläuse, Schildläuse, Apfelblütenstecher usw. Das billigste Bekämpfungsmittel ist der Kalk mit seiner keimtötenden Wirkung. Deshalb gebe man den Stämmen einen Kalkanstrich, und soweit die Bäumchen noch an Pfähle gebunden sind, müssen auch diese einen Kalkanstrich bekommen, weil ihre Spalten und Risse Schlupfwinkel des Ungeziefers bilden. Der Anstrich erfolgt am besten mit einer Malerquaste. Bei der Verwendung gelöschten Kalkes verwende man dazu die doppelte Menge. Es empfiehlt sich, der Kalkmilch eine Beimengung von Kochsalz und Wasserglas zu geben. Auf 10 Liter Wasser kämen 1—1,5 Kg. gebrannter Kalk, 0,5—0,6 Kg. Kochsalz 1,20 Kg. Wasserglas.

Aber nicht allein der Stamm, sondern auch die Kronen müssen mit der Kalkmischung behandelt werden. Geeignet hierzu sind alle Arten von Baumspritzen. Will man aber aus Schönheitsgründen die Baumkronen mit der Kalklösung nicht bespritzen, so verwende man die 2 prozentige Kupferkalkbrühe, 8—10 Prozent Obstbaumkarbolineum.

In dergleichen Weise sind auch die Beerensträucher zu behandeln.

Ist in dieser Weise die Schädlingsbekämpfung besorgt, so darf man im nächsten Jahre einen Erfolg erwarten, aber unter einer Bedingung: wenn alle Obstgärten in der Gemeinde behandelt werden.

a.

Die Gemeinden verlangen Anteil an der Krisensteuer.

Immer schwerer fällt es den Gemeinden des Industriebezirkes, die Mittel für die Wohlfahrtspflege aufzubringen. Es ist bei den letzten Gemeindevertretersitzungen wiederholt darauf hingewiesen worden, daß die letzte Zeit zwar die Einführung einer Reihe von Krisensteuern gebracht habe, daß jedoch die Gemeinden hiervon keinen Nutzen hätten. Das Gesetz über die Krisensteuern habe den Gemeinden jedes Recht auf einen Anteil genommen. Wenn die Gemeinden aber jetzt fast vollkommen die ganze Last der Erwerbslosenfürsorge zu tragen hätten, solle man ihnen auch die notwendigen Gelder hierfür überlassen. Die Finanzämter sind daher aufgefordert worden, den Gemeinden ihren Anteil an den Krisensteuern herauszuzahlen. Sollte diesem Ersuchen der Gemeinden nicht stattgegeben werden, so haben die Gemeindevorsteher beschlossen, den Klageweg zu beschreiten. Die Angelegenheit wird dann vermutlich dem Verwaltungsgericht beim Schlesischen Wojewodschaftsamt zur Entscheidung übergeben werden.

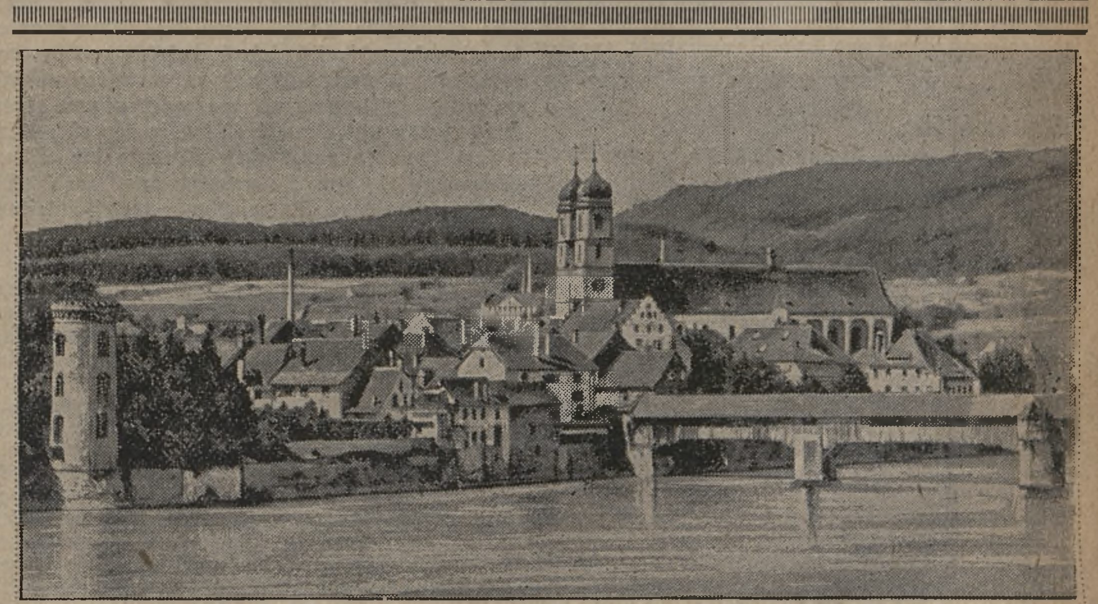
Wichtig für Angehörige von Auswanderern!

Das Auswanderer-Syndikat in Warschau gibt auf allgemeinen Wunsch bekannt, daß Familienangehörige, deren Ehemänner und Väter zwecks einer neuen Existenzmöglichkeit nach Uruguay ausgewandert sind, das Recht besitzen, diesen einen Besuch abzustatten. In Frage kommen Ehefrauen sowie Kinder im Alter bis zum 21. Lebensjahre

Entsprechende Dokumente (Pässe, usw.) zur Ueberfahrt nach Uruguay stellt die Auswandererzentrale in Warschau, ul. Niecała 7, aus. Interessenten müssen diesbezügliche Anträge stellen.

Die Nützlichkeit der Ziege

Gewiß steht die Ziege nicht im besten Renommee, überhaupt dort, wo Rinder gehalten werden können. Sie gehört zu den Geächteten unter den Tieren, und man hat für sie nur Spott übrig. Es gibt aber auch Menschen, die sich keine Kuh halten können, sie brauchen jedoch



Eine berühmte Kirche ausgeraubt

In Säckingen drangen Diebe in das St. Fridolin-Münster ein und stahlen das Meßgewand des heiligen Fridolin sowie verschiedene andere Reliquien und Kostbarkeiten. Das Münster wurde im Jahre 1698 erbaut und ist bekannt wegen seiner beiden 80 m hohen Zwiebeltürme. In seinem Innern birgt es die Gebeine des Schutzheiligen, des irischen Glaubensboten Fridolin.

Milch und haben keine Mittel, sich welche zu kaufen. Für diese Armen, die bei der heutigen Arbeitslosigkeit dazu recht zahlreich sind, ist die Ziege ein äußerst nützliches Tier, das man in Oberschlesien spottweise auch die „Bergmannskuh“ nennt. Bei einem verhältnismäßig geringen Aufwand bringt die Ziege einen sehr großen Nutzen.

Sie braucht allerdings auch Futter, aber sie ernährt sich leichter als die Kuh, ist gesünder, und ihr Milchertrag ist im Vergleich zum Futter ungleich höher. Es gibt Ziegen, die einen jährlichen Milchertrag bis zu 1000 Liter bringen. Derselbe richtet sich aber stets nach der Fütterung, nach der Pflege und ist vor allem von der Veranlagung abhängig. Sehr wichtig für die Beschaffenheit des Nachwuchses ist der Bock. Jetzt ist gerade die Deckzeit der Ziegen und allen, die zu einem guten Zuchtmaterial gelangen wollen, ist anzuraten, möglichst von gekörten Böcken ihre Ziegen decken zu lassen.

Daß die Ziegenanzucht einer Aufbesserung wert ist, kann man durch nachfolgende Nutzungsberechnung beweisen. Der Milchertrag einer nur mittelguten Ziege beträgt 600 Liter à 20 Groschen = 120 Zloty.

Als Winter- oder Stallfutter braucht sie vier Zentner Heu à 4 Zloty = 16 Zloty; 5 Zentner Rüben à 1,50 Zloty = 7,50 Zloty; 2 Zentner Kraftfutter à 6 Zloty = 12 Zloty; 3 Zentner Kartoffeln à 2,50 Zloty = 7,50 Zloty. Zusammen 43 Zloty. Hierzu an Sommerweide 10 Zloty. Zusammen 53 Zloty. Streue und Stall wird gegen Dünger gerechnet. Die Ziege bringt demnach einen jährlichen Reinertrag von 67 Zloty. Besonders gute Tiere bezahlen sich noch besser.

a.

Umschau im Lande

Kattowitz:

Schwere Veruntreuungen beim „Polskie Radio“. **Der jetzige Leiter des Kaffee „Atlantik“ in Kattowitz, Reserve-Leutnant Passek, der gleichzeitig den Verkauf bzw. den Vertrieb von Radioapparaten im Auftrage des „Polskie Radio“ unter sich hatte, wurde kürzlich verhaftet. Wie es heißt, soll Passek eine Summe von rund 7500 Zloty veruntreut haben. Er war jedenfalls bis zur Stunde nicht in der Lage, sich über den Fehlbetrag ausweisen zu können. Die Verfehlungen wurden unmittelbar nach dem Urlaub, bei Dienstantritt durch eine Kontrolle festgestellt. Nähere Untersuchungen in dieser Affäre sind im Gange.**

19 000 Zloty und ein geschickter Handgriff. Das Opfer eines raffinierten Spitzbuben wurde vor einiger Zeit der Industrielle Roman Dobrzanski, der in Begleitung seiner Gattin in der Bank Polski eine größere Summe einzahlen wollte. D. füllte am Abfertigungsschalter ein Blankett aus und legte eine Aktentasche, welche die Summe von 19 000 Zloty enthielt, unmittelbar neben sich. Frau D. dagegen ließ sich an einem Nebentischchen nieder, um zu warten, bis die geschäftliche Angelegenheit erledigt war. Obgleich nun D. die größte Achtsamkeit an den Tag legte, gelang es einem geriebenen Gauner doch, die Aktentasche blitzschnell an sich zu nehmen und damit zu verschwinden. In dem Menschengewühl war es nicht möglich, den Unbekannten ausfindig zu machen. Bald danach fand man die leere Aktentasche in einem Hauseingang der Firma Mendlewski. Die Kriminalpolizei ermittelte schließlich den Täter in der Person des Wladyslaw Tryczynski aus Lemberg und steckte ihn in sicheren Gewahrsam.

Am Sonnabend stand T. vor dem Landgericht, um sich für sein Vergehen zu verantworten. Die Beweisaufnahme und das Zugeständnis ergaben die volle Schuld. Das Urteil lautete auf 1½ Jahre Gefängnis.

Königshütte:

Blutiges Intermezzo zwischen Polizei und Betrunkenen. Auf der Koscielna in Königshütte kam es zu einem blutigen Zwischenfall zwischen der Polizei und den angeheiterten Alfred Dudek und Robert Fojczyk aus Lipine. Als nämlich Polizeibeamte auf Grund der wiederholten Rufe „Heil Moskau“ einschritten, wurden sie von den Betrunkenen angefallen. Es entstand ein Handgemenge und da auch noch andere Personen gegen die Polizei Stellung nahmen, sah sich diese genötigt, mit der Waffe in der Hand vorzugehen. Erst als die beiden Angreifer verletzt wurden, war die Polizei Herr der Lage und schaffte die Rädelsführer nach der Wache. — Auch der Arbeiter Rudolf Zielinski von der ul. 3. Maja verursachte auf dem Marktplatz in angeheitertem Zustand einen Menschenauflauf. Er lärmte und forderte zu einem Marsch nach Warschau auf. Die Polizei machte aber seinem Treiben bald ein Ende.

Betrunkener stürzt von der Freiheitsbrücke. Ueberreichlicher Alkoholgenuß hat schon manchem Schlimmes eingebracht. So stürzte kürzlich der Erich Kolodiejczyk von der ...talna 4 in angeheitertem Zustand die Treppe der Freiheitsbrücke herab und blieb mit erheblichen Kopfverletzungen bewußtlos liegen. Die Rettungsbereitschaft veranlaßte seine Einlieferung ins städtische Krankenhaus.

Prügelhelden schlagen einen Polizeibeamten bewußtlos.

Auf der Moniuszki in Königshütte kam es vor kurzem zu einem blutigen Zwischenfall, der für den schweren Stand der Polizei bei der Ausübung ihrer Berufspflicht bezeichnend ist. Mehrere Männer, die aus dem Lokal Z. kamen, stürzten sich während eines Wortwechsels auf einen gewissen Anton Maks von der Mieleckiego 28 und mißhandelten ihn. Zwei Polizeibeamte, die den Vorfall bemerkten, schritten sofort ein. Während sich nun der eine Beamte um den übel zugerichteten Maks kümmerte, nahm der andere einen der Haupträdelsführer, Jan Danisch aus Neuheiduk, 3. Maja 47, fest und wollte ihn nach der Wache bringen. Unterwegs stürzte sich der Komplize des Verhafteten, ein gewisser Heinrich Kyjewski von der Cmentarna 24, hinterrücks auf den Beamten und schlug ihm derart auf den Kopf, daß dieser bewußtlos zusammenbrach. Der andere Beamte nahm die Verfolgung des Kyjewski auf und es gelang ihm, den Prügelhelden einzuholen und festzunehmen. Auf der Flucht hat K. ein Messer von sich geworfen. Der verletzte Polizeibeamte erlangte erst nach seiner Einlieferung in das Krankenhaus das Bewußtsein wieder und befindet sich auf dem Wege der Besserung. Die an dem blutigen Vorfall beteiligten Personen wurden dem Gericht übergeben.

Lipine:

Lipiner Arbeitslose plündern Geschäftsläden.

Im Zusammenhange mit der letzten Unterstützungszahlung versammelten sich mehrere hundert Erwerbslose und drangen in das Rathaus ein, um eine Zusatzunterstützung zu erzwingen. Die alarmierte Polizei trieb die Demonstranten auseinander, die sich jedoch auf die anliegenden Straßenzüge verteilten und Lebensmittelgeschäfte zu plündern begannen. So wurden aus einem Bäckerladen mit Gewalt 40 Brote geraubt. Aus einem Kolonialwarenladen schleppte die Menge Lebensmittel und Monopolschnaps fort. Die Polizei hat eine Untersuchung zur Feststellung der Rädelsführer dieser Unruhen eingeleitet.

Myslowitz:

Von herabfallenden Kohlenmassen verschüttet. Der Häuer Franz Steuer verunglückte auf der 450 Meter-Sohle des Richthofenschachtes beim Kohlenbereißen am Pfeiler. Große Kohlenmassen, die plötzlich herabstürzten, begruben den Häuer unter sich und erst nach längerer Rettungsarbeit gelang es den anderen Bergleuten, den Verschütteten freizubekommen. In bewußtlosem Zustande wurde der Verunglückte in das Myslowitzer Knappschaftslazarett geschafft. An seinem Aufkommen wird gezweifelt, da er außer schweren Knochenbrüchen und erheblichen Quetschungen auch noch innerliche schwere Verletzungen davongetragen hat.

Tierquälereien bei Tiertransporten. Es ist erbarmungswürdig, wenn man gezwungen ist, den zahlreichen Tiertransporten in Myslowitz zu begegnen, die von Rohlingen geführt werden. Schon früher ist in der Presse auf diese demoralisierenden Umstände der Transporte, die sich insbesondere bei der Jugend auswirken, aufmerksam gemacht worden. Die Polizei allein hat darauf reagiert und führte ab und zu Kontrollen durch. Allerdings können die Kontrollen nicht überall vorgenommen werden, so daß man der Tierquälerei nicht ganz entgegensteuern kann. Größtenteils gehen die Tiertransporte auf der Güterbahnhofstraße entlang, die den weiten Weg nach Königshütte machen. Die überladenen Wagen sind ein besonders trauriges Kapitel. Jede Tierquälerei müßten die Bürger sofort der Polizei melden, damit den Rohlingen die verdiente Strafe zuteil wird.

Wiederholter Einbruch. Erst vor einiger Zeit wurde beim Pastor Stohrer in Myslowitz ein Einbruch verübt, wobei den Tätern Wertsachen in die Hände fielen. Nun schlich sich vor einigen Tagen, während die Familie abwesend war, wieder ein Einbrecher in die Wohnung des Pastors ein. Er brach den Schrank auf, durchsuchte sämtliche Fächer nach Geld und Wertgegenständen und mußte schließlich, als sich jemand der Wohnung näherte, durch das Fenster in den Hof fliehen. Er konnte nur ein Portemonnaie, das einige Zloty enthielt, mitnehmen. Silberlöffel und andere Wertgegenstände mußte er zurücklassen. Da der Einbruch auf ähnliche Weise wie letzthin ausgeführt wurde, ist anzunehmen, daß es sich höchstwahrscheinlich um denselben Einbrecher handelt. Bis jetzt ist man dem Täter noch nicht auf die Spur gekommen.

Siemianowitz:

Kampf mit Schmugglern.

Auf den Feldern in der Nähe der Richterschächte in Siemianowitz spielte sich zwischen Schmugglern und der Polizei ein Kampf ab, bei welchem auch Schüsse gewechselt wurden. Die Polizei erfuhr, daß eine gut organisierte Schmugglerbande mit Waren im Anmarsch sei und besetzte alle Zugänge der Stadt. Gegen 3 Uhr früh trafen auch die Schmuggler ein, die von der Polizei gestellt wurden. Sie ließen die in Säcke verpackte Ware zurück und versuchten zu entfliehen. Während es einigen gelang zu entkommen, wurden auf der Schmalspurbahnstrecke zwei Schmuggler festgenommen. Es sind Siemianowitzer Einwohner, die abgeführt wurden. Bei den Schmugglern fand man größere Quantums Delsardinen, Rosinen, Bananen usw.

Rybnik:

Banditenrache.

In der Rybniker Gegend tauchen immer wieder Wegelagerer- und Einbrecherbanden auf, darunter feige Mordgesellen, wie folgender Vorfall beweist: Kürzlich schlichen sich zwei maskierte Männer an das Wohnhaus des Landwirts August Duda in Cissowka. Vor dem Schlafstubenfenster machten sie halt. Einer leuchtete mit einer Taschenlampe in die Stube. Als er den Duda im Bett schlafen sah, gab er durch das Fenster einen Pistolenschuß auf ihn ab. Duda wurde durch den Schuß in der Schläfengegend verletzt. Die Wunde ist jedoch ungefährlich. Die Mordbuben konnten bis jetzt nicht verhaftet werden. Man vermutet, daß sie zu der Einbrecherbande des Franz Solich aus Nieder-Goldmannsdorf gehören. Solich brach in der Nacht zum 15. September in das Wohnhaus des Duda ein, wo er 35 Zwanzigmarkstücke erbeutete. Einige Tage nach dem Einbruch wurde er festgenommen und dem Loslauer Gerichtsgefängnis zugeführt. Wahrscheinlich haben seine Spießgesellen die Festnahme ihres Anführers durch einen Mord an Duda rächen wollen.

Wie wir dazu noch erfahren, flüchtete Duda nach dem Schuß zu einem Nachbarn. Die Fremden zertrümmerten inzwischen die Scheiben in drei Fenstern. Einer stieg dann in die Wohnung ein und stahl dort 133 Zloty. In der Wohnung fand man später eine Revolverpatrone und eine Teschingpatrone. Die Polizei verfolgt bereits bestimmte Spuren.

Zablocie (Bielitz):

Brandstiftung. Vor kurzem entstand plötzlich ein Brand in der Scheune des Josef Konior in Zablocie, der die Scheune mit größeren Erntevorräten und landwirtschaftlichen Maschinen vernichtete. Der Schaden beläuft sich auf 3500 Zloty. Wie die bisherigen Nachforschungen ergaben, scheint es sich um Brandstiftung zu handeln. Die Polizei führt die Untersuchungen weiter.

Weitere Ereignisse aus nah und fern

Eine tüchtige „Amme“. In Frankfurt a. M. wurde eine frühere Köchin zur Anzeige gebracht, die mit einem mehr als seltsamen Trick Geld gemacht hatte. Sie erschien bei einem Herrn, dem sie sich als seine ehemalige Amme vorstellte, und der ihr, obgleich er nicht mehr genau wußte, ob er ein Flaschenkind war, bei der Mutter oder einer Amme die Milch der frommen Denkungsart getrunken hatte, aus Dankbarkeit eine monatliche Rente von 20 Mark aussetzte. Unglücklicherweise spielte der dankbare Säugling mit ein paar Herren Skat, von denen einer ebenfalls den Besuch seiner Amme empfangen hatte. Man forschte nun weiter nach, und es stellte sich heraus, daß nicht weniger als elf Personen beiderlei Geschlechts von der geschäftstüchtigen Dame auf dieselbe Art geneppt worden waren.

Worte zur Winterhilfe

Uns Deutschen in Polen, die gemeinsames Schicksal zu einer engen Volksgemeinschaft, zu einem „Volk von Brüdern“ zusammengeschweißt hat, soll es eine heilige Bruderpflicht sein, die bittere Not, welche der bevorstehende Winter vielen unserer Volksgenossen bringen wird, gemeinsam zu tragen, indem wir ihnen mit heißer Liebe und offener Hand zu Hilfe kommen. Darum spenden wir, was wir nur immer entbehren können, gern und rasch für die Winterhilfe, die es sich zur Aufgabe gesetzt hat, unsere deutschen Brüder vor Hunger und Kälte zu schützen. Doppelt gibt, wer schnell gibt!

Domherr Dr. Paech.

Londoner Polizei gegen 30 000 Arbeitslose. Am Donnerstag veranstalteten in London die aus allen Teilen Englands eingetroffenen Arbeitslosen-Hungerdemonstranten eine Massenkundgebung im Hyde-Park, bei der es zu wüsten Radauszenen und schweren Zusammenstößen mit der Polizei kam. Ueber 50 Personen, darunter zahlreiche Schutzleute, wurden verletzt. Viele Personen wurden verhaftet. Kurz nach Mittag strömten die Hungerdemonstranten aus fünf verschiedenen Richtungen Londons strahlenförmig nach dem Hyde-Park zu. Der dortige Bezirk war mit Tausenden von Schutzleuten zu Pferde, zu Fuß und in Kraftwagen besetzt. Den Hungerdemonstranten schlossen sich unterwegs Tausende von Londoner Arbeitslosen an, so daß sich bald etwa 30 000 Menschen vor den Toren des Hyde-Parks drängten. Unter den Arbeitslosen befanden sich viele Studenten, auch Mütter, die ihre Kinder auf dem Arme trugen. Plötzlich bewarfen einige Arbeitslose vorüberfahrende Polizeiwagen mit Steinen, Sand und Flaschen. Sofort fegten berittene Schutzleute daher, die mit Gummiknüppeln gegen die Menge vorgingen. Es entwickelte sich ein schweres Handgemenge. Bald lagen mehrere Personen blutend auf dem Pflaster und mußten im Krankenwagen weggeschafft werden. An öffentlichen Gebäuden, Gastwirtschaften und Geschäften wurden viele Fensterscheiben zertrümmert. Einige Arbeitslose erstürmten einen Lastwagen und bewarfen von dort die Schutzleute mit Scheuerbesen, die sie in dem Wagen vorfanden.

*

Großsender Leipzig. Sonntag vormittags fand im Leipziger Gewandhaus die feierliche Einweihung des neuen Großsenders Leipzig-Wiederau, des größten deutschen Senders, statt. Die mit zwei 125 Meter hohen Funktürmen ausgestattete Anlage hat eine Ausgangsleistung von 120 Kilowatt, die sich bis auf 150 Kilowatt steigern läßt. Die Trägerwelle ist hochfrequenter Wechselstrom mit 770 000 Schwingungen in der Sekunde. Der neue Sender bestreicht eine Kreisfläche von 120 Kilometern auf der Bodenwelle einwandfrei und in guter Empfangsstärke.

Der älteste Deutsche gestorben. In Poplar Bluff im Bundesstaate Montana starb Thomas Kemp kurz vor Vollendung des 127. Lebensjahres. Mit ihm ist der älteste Deutschstämmige aus dem Leben geschieden, sein Tod wurde deshalb auch, obgleich Kemp nur ein schlichter Handwerker war, Anlaß zu ausführlichen Würdigungen seines Lebenslaufes in der dortigen Presse. Vor 119 Jahren wanderte Thomas Kemp mit seinen Eltern und seinen elf Geschwistern aus einem kleinen Ort in Niederösterreich nach Amerika aus. Thomas war der jüngste der Familie, die bald auseinanderfiel, nachdem seine Eltern und drei Brüder einem furchtbaren Brandunglück in der Stadt Fort Worth zum Opfer gefallen waren. Thomas begab sich auf die Wanderschaft und brachte fast 15 Jahre seines Lebens als Tramp zu. Dann machte er den phantastischen Aufschwung der westlichen Staaten der Union mit und verdiente als Goldsucher viel Geld. Später betätigte er sich auch als Oelbohrer und war einige Jahre lang sogar ein bekannter Oelmagnat, der als sehr reich galt. Durch verfehlte Bodenspekulationen verlor er sein ganzes Vermögen und erlernte dann das Schlosserhandwerk. Vor rund 60 Jahren, also bereits als über Sechzigjähriger, verheiratete er sich zum ersten Male mit einer Deutschen. Mit 70 Jahren heiratete Kemp zum zweiten Male und ließ sich mit seinen drei Kindern aus der ersten Ehe in Poplar Bluff als Schlossermeister nieder. Er brachte es schnell wieder zu Wohlstand, zumal er nicht nur in deutschen Kreisen, sondern überall großes Ansehen genoß. Da er sich äußerlich, obgleich er dem Alter nach bereits ein Greis war, nicht veränderte, wurde er bald im ganzen Staat Montana als eine Art Wundermensch bekannt. Nachdem auch seine zweite Frau gestorben war, heiratete der mittlerweile 78jährige zum dritten und nach dem Tode seiner dritten Frau mit 84 Jahren zum vierten Male. Die vierte Frau, die fünfzig Jahre jünger war als er, hat ihn jetzt überlebt. Kemp ist Vater von insgesamt 14 Kindern, die alle noch am Leben sind. Anläßlich seines 125jährigen Geburtstages erhielt Kemp den Besuch des amerikanischen Vizepräsidenten, wie er überhaupt in den letzten Jahren oft den Besuch hochstehender Persönlichkeiten erhielt. Besonders aber fanden sich dauernd berühmte Aerzte bei ihm ein, da Kemp noch bis zu seinem Tode ein fast jugendliches Aussehen bewahrte und wie ein junger Mann sich bewegte. Sein Tod trat nicht etwa aus Altersschwäche ein, sondern er starb an einer Lungenentzündung. Während des großen Bürgerkrieges in den Vereinigten Staaten zeichnete sich Kemp, damals bereits über sechzigjährig, besonders aus und brachte es zum Colonel. — In seinem Testament gibt Kemp „Anleitungen, wie man sich jung hält“. Diese Ausführungen lesen sich fast wie eine Humoreske, überhaupt war der Wundergreis sehr schreibgewandt und noch als über Hundertjähriger erledigte er für viele Bekannte Schreibarbeiten, ohne daß er dabei eine Brille benötigte. Als oberster Grundsatz für langes Leben führt Kemp die sorgfältige Auswahl der Eltern auf; in diesem Stil beschreibt er dann sein ganzes, weit über ein Jahrhundert langes Leben.

*



Wenn die Blätter fallen . . .

Herbststimmung im Park.

Vater liest.

Was liest denn Vater da, die Ellenbogen aufgestützt, die Daumen in die Ohren gesteckt, mit hochroten Backen? Ist es eine nationalökonomische Abhandlung, der neue Katalog für Funkgerät, der Leitartikel seines Leibblattes, oder der neue erfolgreiche Moderoman? Auf Zehenspitzen schleichen wir näher und sehen ihm über die Schulter. Da steht: „Sprich nicht, sondern handle, roter Knabe" sagte Old Shatterhand, ohne mit der Wimper zu zucken. Vor ihm stand höhnisch grinsend, den Tomahawk in der geschwungenen Rechten, der Indianer . . ."

Das also liest Vater. Das liest er mit glänzenden Augen und eifrig vorgestreckter Zungenspitze, und man kann ihm ansehen, daß er sich selten so für etwas interessiert hat wie für diesen Indianerroman. Wie gut können wir ihn verstehen. Wie sehr beneiden wir ihn um seine Entdeckung, die er gestern machte, als er zufällig die Kiste mit den Kinderbüchern fand, die eigentlich auf den Boden kommen sollte, weil sie die Kinder ja doch nicht mehr lasen. Diese Kiste, in der die ganzen bunten Träume, die ganzen Einwohner unserer frühesten Phantasien beerdigt werden sollten. Heimlich hat Vater sich über sie hergemacht.

Und weil Vater gerade so schön beim Kramen war, da hat er noch weiter gekramt. Da kam ihm „Der letzte Mohikaner" in die Finger, in dem die Leute ununterbrochen stromaufwärts, stromabwärts Kanu fahren, und es dabei haufenweise Tote gibt zwischen den schändlichen Irokesen und den edlen Mohikanern, die auf der letzten Seite dann glücklich ausgestorben sind.

Und weiter fand er drei Bände, die ihn einmal ganz krank gemacht hatten vor Reisesehnsucht, und die ihn ganz eingesponnen hatten in den Zauber der nördlichen Wälder und ihrer Tiere und Pflanzen: „Nils Holgersons Reise mit den Wildgänsen" fiel ihm in die Hände. Und Trolle und Gnome, Wildenten und zahme Martinsgänse, verzauberte Sommernächte und Sonnenwendfeuer standen mit einemmal wieder auf, und Vater ging hin und legte dieses Buch direkt unter sein Kopfkissen. Und dann kramte er weiter. Da waren Heidis Lehr- und Wanderjahre, das hatten seine Schwestern gelesen, und dabei vor Eifer ihre ganzen Zopfbänder zerkaut, da waren unzählige Bände der Kameradbibliothek, und unter ihnen das „Auge des Fo", mit seinen finsteren asiatischen Mysterien. Und als er das herausgeräumt hatte und zu den anderen gelegt, da stieß er auf eine dicke Schicht Märchenbücher, die die halbe Kiste ausfüllten. Hauffs Märchen waren da, phantastisch und zauberhaft, Grimms Märchen, die so süß und schlicht und dann wieder so grausam und erschreckend sein können, da war Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia", bei dessen Lektüre man sofort einzuschrumpfen scheint, und wieder die Gräser als Baumriesen und die Eicheln als Kürbisse sieht. Und zwischen den Märchen lagen Gullivers Reisen und der gute alte Robinson Crusoe, Tausend und eine Nacht und sogar der Don Quichote.

Nun war die Kiste schon fast wieder leer. Nur ein paar breite, flache Bücher, aus ziemlich solidem Papier, lagen noch in ihr. Max und Moritz, angeknabbert, zerfetzt und mit Bleistift bemalt, zeugten davon, daß sie mehr mit den Händen als mit den Augen gelesen worden waren, aber trotzdem blätterte jetzt Vater vergnügt schmunzelnd, in ihnen herum, wobei er sich manchmal scheu umsah, denn was hätten seine Kinder von ihm denken sollen, wenn sie ihn bei einer so albernen Beschäftigung erwischt hätten?

Was er liest? Aber wir haben ihm doch vorhin schon über die Schulter geguckt!

Im WALD und auf der HEIDEN

Alte Jagdwaffen

Im 14. Jahrhundert entstanden die ersten Handfeuerwaffen, aber erst im 16. Jahrhundert finden Jagdgewehre Verwendung, was hauptsächlich an der Unbeholfenheit und Umständlichkeit der Handhabung seinen Grund hatte.


A

Da man im Anfang nur Luntenzündung mit der Hand kannte, war an eine rasche Wendung oder Hebung des Gewehrs, wie es auf der Jagd so oft erforderlich ist, in keinem Fall zu denken. Die Armbrust war daher für Jagdzwecke immer im Vorteil.

Erst das 1517 in Nürnberg erfundene Radschloß und das gleichzeitig in Spanien erfundene Schnappschloß brachten eine wirkliche Verbesserung, bis 1640 das Steinschloß, welches bis nach den Napoleonischen Kriegen im Gebrauch war, die Jagdwaffen noch gebrauchsfähiger machte. Durch diese Erfindung wurde der alte Schießprügel schon geeigneter, die Jagd ausüben zu können, wozu


B

noch im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts die Erfindung des Schrotes ein Uebriges tat. Trotzdem blieben die Flinten immer noch so schwer, daß man Wild im Laufe oder Fluge nicht erlegen konnte, sondern, sozusagen, stets auf den Anstand gehen mußte. (S. Abb. B.)

In der Beschreibung einer Hühnerjagd a. d. J. 1585 heißt es: „Ich gewahrte in der Ferne ein Hühnervolk, lade rasch, schleiche mich unter Schutz eines Gebüsches näher und, plötzlich hervortretend, feuere ich auf die vor Schreck noch nicht sofort auffliegenden und töte drei davon, die übrigen flüchten erschreckt."

Eine eigentümliche Erfindung war die Zusammenstellung von Spieß und Pistole, hauptsächlich bei der Wildschweinjagd in Anwendung gebracht. Allerdings hat sich diese Waffe wenig bewährt. (S. Abb. A.)

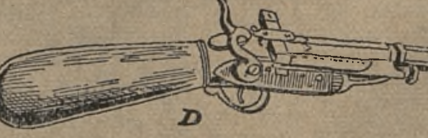
Der Geist der Waffenschmiede war stets darauf bedacht, Neues zu schaffen, leider war das meiste zu kompliziert und daher unfruchtbar. Unter Ludwig XIV, der selbst leidenschaftlicher Jäger war, erreichte die Luxuswaffenfabrikation einen Höhepunkt, den sie erst in neuester Zeit überschritten hat.

Besonders berühmt war die


C

Waffenfabrik von Versailles, aus ihr ist das vierläufige Steinschloßgewehr hervorgegangen, ein Meisterwerk seiner Art. (S. Abb. C.)

Die Erfindung der explosiven Salze durch Fourcroy, Vauquelin und Berthollet in den Jahren 1785 bis 1787 führte zur Erfindung des Perkussionsschlosses. 1808 erschien das erste Perkussionsgewehr mit Hinterladung, dessen Patrone mit einem linsenförmigen Zündkörper versehen war. Schließlich möge noch der Windgewehre Erwähnung getan werden. Schon im Jahre 150 vor Chr. hat der Grieche Ktesibius eine Vorrichtung


D

geschaffen, welche Steine durch Preßluft weit fortzuschleudern vermochte. Das eigentliche Windgewehr ist 1430 in Nürnberg erfunden worden. (S. Abb. D.)

Wolfram

Deutschlands erste Biberfarm

Zur Erhaltung der letzten Elbebiber gibt es zwischen Magdeburg und Anhalt eine Biberkolonie die unter Naturschutz steht.

Da die Vermehrung dieses Pelzlieferanten nicht den gewünschten Erfolg zeigt, hat man, durch praktische Gründe veranlaßt, die Anlage, die bisher nur der Erhaltung des „Naturdenkmals" galt, zu einer Biberfarm eingerichtet.

Der Biber siedelt nur in fließendem Wasser an, dessen Fläche am Rande mit Schilf und Wasserrosen bewachsen ist. Außerdem benötigt er Weichhölzer wie Weiden, Pappeln und Erlen, deren Rinde und junge Blätter ihm zur Nahrung dienen. Das entrindete Holz benutzt der Nager dann zum Bauen von Burgen und Dämmen. Auch darf das Wasser im Winter nicht zufrieren und muß eine gewisse Tiefe haben, um dem Biber, der keinen Winterschlaf hält, ein Schwimmen unter der Eisdecke zu ermöglichen.

Diese ganzen Voraussetzungen nun sind auf der neuen Biberfarm alle restlos erfüllt.

1928 wurden in diesem Gelände 15 Paar Biber eingesetzt. Im Juni 1929 zeigten sich schon die ersten Jungtiere, und heute wird der jetzt für 200 Tiere eingerichtete Wasserabschnitt bereits von 60 Bibern bevölkert. Damit ist erwiesen, daß eine Biberzucht in Deutschland möglich ist, und so manche brachliegenden Fluß- und Teichgebiete könnten diesen Kulturzwecken nutzbar gemacht werden.

Jägerhumor

Im Jagdklub war ein im übrigen ganz brauchbares Mitglied als „Kunstschütze" berüchtigt. Er fehlte jeden flüchtigen Hasen und schoß sie nur noch in der Sasse. Um ihm diese Unart auszutreiben, füllten einige seiner Freunde einen Hasenbalg kunstgerecht mit Häcksel, setzten diesen „Hasen" in eine Ackerfurche und führten den Meisterschützen unauffällig in seine Nähe. Sehen und hinhalten waren eins. Ein Sprühregen von Häcksel wirbelte um den durchlöcherten Balg. „Dunnerkiel, hett dat Beest aber Stoppeln fräten!"



Zirkus Hollerbek

Roman von Wolfgang Marken.

(2. Fortsetzung.)

„Sie haben bewundernswert gearbeitet, Herr Doktor!"

„Das war ganz einfach! Ich hatte Glück! Aber was soll nun werden? Mich reizt der Fall, ich denke, daß sehr viel dahintersteckt, mehr als wir ahnen Sie haben doch in der Zwischenzeit sicher alle Papiere Ihres verstorbenen Vaters noch einmal durchgesehen; haben Sie keinen Anhaltspunkt gefunden?"

„Nein, nicht den allerkleinsten! Ich gestehe, ich habe darnach gesucht. Ich dachte, vielleicht hat der Schreibtisch noch ein Geheimfach . . . aber auch das ist nicht vorhanden."

„Nein, bestimmt nicht, aber ich habe nachgeforscht."

„Waren Sie schon einmal in der Wirtschaft „Schwarzer Ritter"? Dort hat mein Vater immer verkehrt."

„Dort war ich auch! Aber es war nichts feststellbar, aus dem sich für mich hätte etwas herleiten lassen. Ich stehe wie vor einer Wand. Schade! Wer weiß, ob die Lösung dieses Falles je gefunden wird. Ein Gefühl habe ich . . . der Mord geschah doch um Reichtum und Besitz, und die Aeußerung Ihres Vaters . . . daß er noch einmal sehr reich werden würde, die hat was auf sich. Bedauerlich, daß man ihr nicht nachgehen kann."

Plötzlich klingelte es.

„Einen Augenblick!" Toni ging öffnen.

Ein großer, breitschulteriger Mann stand draußen.

„Guten Tag. Habe ich die Ehre mit Fräulein Hardenberg?"

„Bin ich. Was wünschen Sie!"

„Sehr angenehm! Ich hätte Sie gern einmal gesprochen. Ich möchte Ihnen ein Angebot machen."

„Bitte treten Sie doch ein Ich habe Besuch, aber deswegen können Sie mir das Angebot auch machen."

Der Mann stutzte, dann folgte er dem Mädchen.

Er trat in das Zimmer und sah Dr. Weidel. Weidel erkannte ihn auf den ersten Blick. Es war der berüchtigte „Master Lott".

„Morjen, Lott! Was treibt Sie denn hierher?"

Lott stand ganz verdattert in der Tür.

Dann ging ein derbes Lachen über sein Gesicht. „Tag, Doktor!"

„Tag!"

„Pech, daß ich Sie hier treffe! Ich komme andermal wieder!"

Er wollte sich zurückziehen, aber der Oberinspektor stand schon bei ihm.

„So rasch geht das nicht, Lott! Da Sie einmal hier sind, müssen Sie sich schon entschließen, Farbe zu bekennen!"

„Ach, es ist weiter nichts, Doktor! Ich habe einen Auftrag und den will ich ausrichten."

„Richten Sie aus!" sagte Dr. Weidel und wies auf einen Sessel.

Lott setzte sich. „Also . . . ich habe een Auftrag und zwar an das Fräulein, ob Sie nicht gewillt wäre, eine Stellung als Dompteuse anzunehmen!"

Toni sah erstaunt auf Dr Weidel.

„So! Das ist sehr interessant, nicht wahr, Fräulein Hardenberg? Auch nicht unverständlich Ihr Renkontre mit dem Löwen im Zirkus Hollerbek läßt Schlüsse auf Ihre Eignung zu Aber nun zur Hauptsache: Von wem kommt das Angebot?"

„Weiß ich nicht! Der Mann hat mich für heute nachmittag drei Uhr an die Normaluhr vor Tietz in die Königstraße bestellt."

„Gut! Sie werden auch dort sein, und ich werde in der Nähe warten, denn ich möchte mir den Mann doch einmal genauer ansehen."

„Denken Sie, daß die Sache nicht sauber ist, Doktor?"

„Haben Sie gedacht, daß sie sauber ist? Dann hätte sich der Mann wohl nicht an Sie gewandt. Lott, man hat Ihnen immer nachgesagt, daß Sie gegen das weibliche Geschlecht Kavalier sind, daß Sie noch keine geschädigt haben; wollen Sie bei Fräulein Hardenberg, die eben einen schweren Verlust hinter sich hat, zum ersten Male von ihren Vorsätzen abweichen?"

„Nein, das will ich ja nicht! Ich kann Ihnen mein Ehrenwort geben, daß ich ganz unbeteiligt bin. Das kam so . . . der „Froschquacker" hat den Auftrag gekriegt, und da er nicht feste auf die Beene ist, hat er mich gebeten, zu gehen. Weiter nischt, det große Ehrenwort, Doktor!"

„Gut, Lott, ich will Ihnen glauben. Dann wird vermutlich auch der „Froschquacker" den Fremden erwarten?"

„Jawoll!"

„Also Sie werden jetzt gehen und dem Froschquacker sagen, daß Fräulein Hardenberg für den Vorschlag Neigung hat. Dann Schluß für Sie! Der Froschquacker wird an der Normaluhr sein. Das Weitere ist dann meine Sache. Und Sie werden den Mund halten!"

„Wenn's meinem Kollegen nicht an den Kragen geht! Ich weiß genau, daß er nur den Auftrag hat, sich zu erkundigen und nischt weiter."

„Dann ist es ja gut! Erkundigen kann sich jeder. Wir haben keine Veranlassung, das als ein strafbares Vergehen zu bezeichnen. Es wird Ihnen nicht das mindeste passieren. Das verspreche ich Ihnen."

Lott ging.

„Wer ist dieser Mann gewesen?" fragte Toni, als sie die Tür hinter ihm geschlossen hatte.

„Das ist eine Seele von einem Menschen, gutmütig, hilfsbereit, gibt das Letzte für einen Kameraden hin, ißt lieber selber nichts, läuft sich für andere die Hacken schier ab und tut keiner Fliege was zuleide. Ihm wird nachgesagt daß er in Ohnmacht fällt, wenn er einen Tropfen Blut sieht. Das ist die eine Seite. Die andere sieht aber trüber aus. „Leutnant Lott", so nennt man diesen Mann, warum weiß ich nicht, hat nicht weniger wie zwölf Jahre wegen Banknotenfälschungen im Zuchthaus gesessen. Er ist Vater von sechs schweren Einbrüchen, die aber andere ausgeführt haben. Früher war er ein ganz berüchtigter Taschendieb und ist dreimal wegen Urkundenfälschung bestraft Er leidet an gewissen sittlichen Hemmungen. Das ist Master Lott."

„Ja, was hat aber das Angebot zu bedeuten?"

„Das müssen wir abwarten!"

* * *

Dr. Weidel konnte leider nichts feststellen.

Als er auf dem Polizeipräsidium angekommen war, rief ihn „Master Lott" an und teilte ihm mit, daß er die Entscheidung Tonis dem „Froschquacker" ausgerichtet habe. Der Fremde sei eine Viertelstunde in der „Schiefen Ecke" gewesen und habe dem „Froschquacker" bedeutet, daß die Sache sich für ihn erledigt habe.

Dr Weidel befahl „Master Lott" zu sich und nahm ihm scharf ins Gebet, aber Lott beteuerte, daß alles sich genau so zugetragen habe. Er lieferte auch eine Personenbeschreibung des Fremden.

Wieder schien es sich um eine falsche Fährte zu handeln.

2.

Der alte Herr von Hollerbek sah erstaunt auf die Visitenkarte, die ihm der Zirkusdiener überreichte.

„Otto Borke."

Er wandt sich zu dem Diener: „Was will der Mann von mir! Ich kenne ihn nicht!"

„Er sagt, es handle sich um eine hochwichtige Sache."

„Dann lassen Sie ihn mal vor!"

Als Otto Borke in den Wohnwagen trat — seine große Figur füllte beinahe den ganzen Eingang aus — da war es dem alten Herrn zumute, als käme mit Otto Borke das Lachen in eigener Person.

Hübscher Junge! Das gestand sich Hollerbek sofort. Sympathischer Kerl mit seinen verschmitzt-treuherzigen Augen, dem wallenden, dunkelblonden Haar.

Wie Jung-Deutschland sah er aus. Hollerbek taxierte ihn auf sechsundzwanzig Jahre.

„Tag, Herr Direktor!" schmetterte eine helle Stimme in den kleinen Raum. „Otto Borke ist mein Name."

„Guten Tag! von Hollerbek. Sie wollten mich sprechen, ich habe . . .!"

„. . . wenig Zeit! Oh, ich weiß schon, Herr Direktor! Sagen alle hohen Herren! Zehn Minuten wollen Sie mir wohl opfern?"

Der alte Herr mußte lachen.

„Gut, nehmen Sie bitte Platz!"

„Danke! Also ohne lange Vorrede: Vor vierzehn Tagen lernte ich in einer kleinen Gastwirtschaft einen Mann kennen, der sich als Ernst Rattler, Beleuchtungsingenieur vom Zirkus Hollerbek, vorstellte."

„Rattler . . . Beleuchtungsingenieur? Großartig! Handlanger ist er!"

„Aha, das habe ich mir gedacht!"

„Was weiter?"

„Er hat mich angepumpt um fünf Mark!"

Hollerbek lachte wieder, dann griff er in die Tasche und legte ein Geldstück auf den Tisch.

„Zur schnelleren Erledigung . . . hier sind die fünf Mark. Nehmen Sie, und wir sind in Ordnung."

„Ooo . . . nein, Herr Direktor! Um die fünf Mark ist es nicht! Hören Sie weiter! Rattler hat mir erzählt, daß er, als ihr ehemaliger Schulkamerad, mit Ihnen auf dem Duzfuße steht."

„Das ist aber reichlich unverschämt!"

„Richtig, aber hören Sie weiter! Ich bin von Beruf Schriftsteller. Und wie das dieser Pseudobeleuchtungsingenieurdirektorsduzbruder . . . gottlob ich hab's raus . . . also, wie der das hört . . . da klopft er mir auf die Schulter und sagt: „Herr Borke, Sie sind der Mann, den wir brauchen! Sie müssen für uns eine Pantomime schreiben! Ich sag's meinem Freunde Hollerbek, und morgen stelle ich Sie vor."

„Großartig!"

„Kein Wort wahr, ich hab's mir schon gedacht! Mosjö Rattler hat sich nicht wieder sehen lassen."

„Also, Herr Borke, ganz nett, daß Sie zu mir gekommen sind, ich will Rattler mal ins Gebet nehmen. Die fünf Mark ziehe ich ihm ab. Zu ihrer Orientierung möchte ich Ihnen nur sagen, daß Rattler ein bedauernswerter, unglücklicher Mensch ist. Hat viel Unglück gehabt, seine Frau hat ihn verlassen, ein Mast hat ihn schwer getroffen und so allerlei. Im Felde war er verschüttet worden. Tragen Sie ihm nichts nach."

„Ist gut, ist gut! Mir war's auch nicht um die fünf Mark! Ich wollte aber mal mit Ihnen reden. Habe mir nämlich gestern Ihre Vorstellung angesehen."

„Freut mich! Waren Sie befriedigt?"

„Ja und nein! Sagen Sie, Herr von Hollerbek, haben Sie nicht selber das Gefühl, daß der Zirkus in seiner jetzigen Form langsam aus der Zeit herauswächst, einfach nicht mehr hineinpaßt?"

Der alte Herr wurde gespannt.

„Das interessiert mich! Eine neue, richtige Ueberlegung. Jetzt habe ich Zeit für Sie, soviel Sie wünschen. Bitte sprechen Sie weiter!"

Otto Borke ergriff ein Programm, das auf dem Tische lag.

„Sehen Sie sich das Programm an, Herr Direktor. Erst die scheinbar unvermeidlichen Musikstücke. Dann die obligate Raubtiernummer, die eigentlich herzlich wenig Neues bietet. Der Kinooperateur hat das Raubtier in freier Wildbahn festgehalten, tausendmal schöner, als es der beste Dompteur zeigen kann. Sicher ist die Dressur der Löwen, Tiger und Eisbären eine schwere Arbeit, die als solche schon gewertet sein will, aber Sie müssen doch mit den zehntausend Menschen rechnen, die dasitzen und etwas besonderes für's Auge erwarten. Weiter: es kommt der Luftakt der beiden Clarros. Sehr schwierig, aber immer wieder das Alte. Den Herrschaften fehlt die Phantasie. Sie sind prachtvolle Artisten und arbeiten mustergültig, aber sie haben nicht das richtige Gefühl, aus ihrem Können einmal was anderes zu machen. Die Kraftgruppe, die dann anschloß, war langweilig. Das war vor dreißig Jahren schon da, nicht das Geringste war neu. Die radfahrenden Bären gut, die balancierenden Seehunde ausgezeichnet, das bewundert die Masse immer wieder."

„Sie haben nicht Unrecht, sprechen Sie so offenherzig weiter, ich bitte darum."

„Pferdedressuren. Das sind Schaunummern, die immer gefallen, wenn sie auch meist nicht neu sind. Aber man sieht blendendes Material, bestaunt immer wieder die Akkuratesse des Gebotenen. Sicher, die Nummer wird stets am besten gefallen. Weniger imponieren die abgeklapperten Vorführungen der Kunstreiterfamilie Salieri. Die sind zu wenig originell. Das traue ich mir auch zu."

„Na, na! Ich will Sie nicht auf die Probe stellen!"

„Bestimmt! Aber gehen wir weiter. Chinesische Gaukler . . . was Hübsches . . . die marokkanischen Springer . . . sehr nette Leistungen . . . der Fakir . . . der große Luftakt . . . alles ganz nett, nur in den Großstädten durch die Varietees bekannt. Zu bekannt! Dann die dressierten Kamele und Elefanten . . . eigentlich recht langweilig. Ein Glanzstück hätte ich bald vergessen: die hohe Schule!"

„Und unsere Hauptnummer erwähnen Sie gar nicht!"

„Nein, die ist so gut, so ausgezeichnet, daß sie Ihr ganzes Programm herausreißt und an der nichts auszusetzen ist!"

„Danke! Herr Borke! Ihre Ausführungen haben mich sehr interessiert. Aber ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich annehme, daß Sie nicht nur zu mir gekommen sind, um mein Programm zu kritisieren, sondern auch um praktische Vorschläge zu machen, die Ihnen als phantasiebegabten Dichter nicht schwer fallen werden."

„Gewiß, das will ich. Nicht als Fachmann, sondern als — sagen wir — Publikum!"

„Bitte! Sagen Sie mir einmal, was Sie tun würden, wenn Sie jetzt Besitzer meines Zirkus wären?"

„Ich würde erstens ein größeres Zelt bauen und von der runden Manege auf die Rennbahnmanege übergehen."

„Dem letzteren ist zuzustimmen. Der Dreimanegen-Zirkus ist nicht das Richtige für unser Publikum, aber größer bauen . . . nein, das lohnt sich nicht."

„Doch! Sehen Sie, Herr von Hollerbek, Sie sitzen nun vier Wochen in Berlin. Das ist falsch. Das ist zu lange. Trachten Sie zwanzigtausend Menschen in ihrem Zelt unterzubringen und kürzen Sie ihre Gastspiele ab. Spielen Sie zehn Tage in Berlin, zehn Tage in Hamburg, drei Tage in Dresden, fünf Tage in Köln, spielen Sie aber auch einen Tag in einer kleinen Stadt, die starke landwirtschaftliche Um-

gebung hat. Sie kommen auch dort zu einem guten Kassenerfolg."

„Die Transportkosten sind zu hoch."

„Nein, Sie haben ja Ihren eigenen Autopark. Es ist natürlich ein Unfug, wenn Sie zwischen die einzelnen Orte immer ein paar hundert Kilometer legen. Fahren Sie von Berlin nach Wittenberge oder nach Rathenow auf einen Tag oder zwei. Die ganze Gegend ist da! Blitztournees, die Sie durch ganz Deutschland führen. Stellen Sie sich vor: Ihr Material an Artisten und Tieren kostet Sie im Monat soundsoviel. Sie kalkulieren: Die ersten zehn Vorstellungen glänzend, dann Abflauen. Sie können aber bei einem größeren Zelt dieselbe Anzahl von Besuchern in einer Zeit von zehn Tagen hereinbekommen."

„Es wäre vielleicht möglich!"

„Berechnen Sie, was Sie da sparen. Das ist soviel, daß das Anschwellen des Transportkostenkontos diesen Mehrverdienst nicht einholt. Das Ganze ist lediglich etwas unbequemer."

„Das wäre der geringste Hinderungsgrund. Ich muß mir das wirklich mal überlegen. Die kleinen Städte mitnehmen. gar nicht übel . . . ein, zwei Tage . . . geht an. Man könnte dann wirklich fast dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahre spielen."

„Das könnte man! Nun aber zur Neugestaltung des Programms! Machen Sie Schluß mit der alten Methode der vierzig Programmnummern. Das Ganze muß eine einzige Nummer sein!"

„Sie denken an eine große Pantomime?"

„Nein! Ich denke an das Zirkusspiel. Die Pantomime ist eine Art Vorläufer. Das Zirkusspiel, das noch nicht existiert, das ich Ihnen beschreiben will, in das alle ihre Artisten und Tiere mit hineingenommen werden. Es gilt, einen überaus packenden Rahmen für Ihre Leistungen zu finden, es gilt, Abwechslung in ihre Darbietungen zu bringen. Denken Sie an das Theater. Das ändert ständig sein Programm. Dieselben Akteure, aber sie spielen immer was anderes. Sie brauchen ein Dutzend Zirkusspiele."

„Wie dachten Sie sich so ein Zirkusspiel?"

„Ein kleines Beispiel: Denken Sie an die lustige Geschichte der beiden betrunkenen Pfannenflicker, die einschlafen, und als sie erwachen, da macht man sich einen Spaß mit ihnen und redet ihnen ein, daß sie hohe Persönlichkeiten sind. Das Motiv ist von Shakespeare, von Gerhart Hauptmann schon behandelt worden. Oder: Harun al Raschid! Ein Abenteuer aus tausend und eine Nacht. Da gibt es so viel Themata. Und alle ihre Kräfte, mit ganz geringen Ausnahmen, kann man hineinnehmen. Was wirklich nicht unterzubringen ist, das kommt vorher, als einleitende Nummer."

„Ihre Ausführungen gefallen mir!"

„Zirkus von heute!" fuhr Otto Borke fort und kam in Feuer. „Zeit von heute! Das muß der Zirkus bringen. Boxkampf! Ringkampf! Film!"

„Ich komme mit, ich verstehe Sie!" warf Herr von Hollerbek ein. „Herr Borke, ich werde dem Rattler fünf Mark extra geben. Ich bin ihm dankbar, daß er Sie zu mir gebracht hat! Wie wäre es, Herr Borke, wollen Sie Ihr Können, Ihre Phantasie dem Zirkus Hollerbek leihen? Woller wir's mal miteinander probieren?"

„Geht zu machen!"

„Sind Sie verheiratet?"

„Nee, noch nicht!"

„Sind Sie ganz unabhängig?"

„Bin ich!"

„Um so besser! Ich engagiere Sie auf Probe als unseren neuen Regisseur und Dramaturgen!"

„Abgemacht!"

„Sie haben es in sich! Ihr Urteil traf den Kern der Sache! Wann könnte das erste Zirkusspiel steigen, Herr Borke?"

„Von mir aus liegt's übermorgen abend fertig vor!"

„Bravo, dann also in fünf Tagen! Titel?"

„Ein Fest in den hängenden Gärten der Semiramis." sagte Otto Borke, ohne lange zu überlegen.

„Sehr gut! Also ankündigen kann ... das bereits!"

„Können Sie getrost! Ich mache Ihnen auch die Reklame! heute abend erhalten Sie die Entwürfe! Für die Morgenausgaben empfehle ich, nur eine kurze Ankündigung über die ganze Seite laufend, zu bringen."

„Gut, werde ich tun! Also, Herr Borke, ich will Sie nicht länger aufhalten. Am Abend erwarte ich die Reklameentwürfe. Und übermorgen abend das Manuskript!"

„Abgemacht! Aber jetzt müssen Sie mir erlauben, ein paar Stunden in Ihren Anlagen und Ställen herumzustromern, um mich ein wenig über Tiere und Menschen hier zu orientieren.

„Tun Sie es! Sie haben überall Zutritt."

Die Männer verabschiedeten sich

Kurz darauf trat Markolf ein.

„Was ist das für ein Herr, der eben bei dir war?"

„Herr Otto Borke, unser zukünftiger Regisseur und Dramaturg. Komm, setz dich zu mir, ich will dir erzählen; wir wollen mit unserem Zirkus neue Versuche machen."

Ueber eine halbe Stunde sprachen Vater und Sohn miteinander und Markolf war hochbefriedigt.

„Du bist also mit mir einig?"

„Vollkommen, Papa! Du weißt, es ist auch mein Bestreben, aus dem Unternehmen herauszuarbeiten, was irgendwie zu schaffen geht. Herr Borke soll alle Unterstützung bei mir finden."

* * *

Eine weitere halbe Stunde später stand Toni Hardenberg vor dem alten Herrn von Hollerbek.

„Fräulein Hardenberg!" rief der alte Herr erfreut aus. „Sie sind doch gekommen!"

„Ja! Wenn Sie mich gebrauchen können?"

„Jederzeit! Ich freue mich! Also jetzt habe ich endlich eine Sekretärin, mit der ich sicher recht gut zusammenarbeiten werde."

„Ich werde mir alle Mühe geben!"

„Das weiß ich! Haben Sie Ihre Sachen mit?"

„Sind alle in diesem Koffer!"

„Schön! Kommen Sie. Hier nebenan ist der Bürowagen. Da finden Sie auch ein nettes Schlafzimmer Klein, wie es eben bei uns nicht anders geht, aber es ist gut ausgestattet. Sie werden sich an unser unruhiges Leben schon gewöhnen."

Hollerbek führte Toni nach dem Bürowagen. Am kleinen Schreibtisch saß Markolf und prüfte Kassenabrechnungen nach.

Er sprang erfreut auf, als der Vater mit Toni kam.

„Herzlich willkommen, Fräulein Hardenberg!" sagte Markolf und reichte ihr die Hand. Sie wurde rot unter seinem Blick.

„Ich bringe dir Entlastung, Markolf! Fräulein Hardenberg soll dir alle Büroarbeit abnehmen. Du wirst sie einführen."

„Aber mit Vergnügen! Ich bin ja froh! Mir liegt der Kleinkram nicht. Früher haben wir ja auch eine Sekretärin gehabt, sind aber schlecht gefahren, und seitdem habe ich das mit Papa zusammen erledigt. Manchmal wird es bald zu viel."

„Ich will mich bemühen, mich rasch einzuarbeiten, damit Sie für Ihre künstlerischen Aufgaben restlos frei werden, Herr von Hollerbek."

Toni brachte ihre Sachen in dem kleinen, aber reizenden Schlafzimmer, das unbewohnt gewesen war, unter. Sie fühlte sich vom ersten Augenblick an wie geborgen.

Hatte das Gefühl, als wenn alle wahr und wahrhaftig sich über ihr Kommen freuten, und dieses Gefühl tat wohl, löste Zweifel und beruhigte.

„Ich bin fertig," sagte Toni, nachdem sie ihre Habseligkeiten untergebracht hatte und wieder ins Büro trat. Die Arbeit kann losgehen!"

Der alte Herr von Hollerbek lächelte freundlich und schüttelte den Kopf: „Nein, mein kleines Fräulein! Heute mag Markolf seine Sache noch selber machen. Morgen erscheinen Sie erst als erlösende Fee. Heute sollen Sie einmal mit unseren Künstlern bekannt werden. Ich möchte Sie selber herumführen."

In der Manege arbeiteten verschiedene Artisten und sahen erstaunt den Chef mit dem tapferen Mädel herankommen.

Die chinesischen Gaukler unterbrachen ihre Sprünge und Luftkapriolen und riefen dem Mädchen Begrüßungsworte zu.
Einer der jungen Chinesen schwenkte seine viereckige Kappe und machte statt der Verbeugung einen Salto, dem sich eine tiefe Reverenz anschloß
Dann rief er mit schriller Stimme seinen Kameraden etwas zu.
Die wiederholten das Gesagte laut im Chor und sahen das Mädchen mit freundlichem Lächeln an.
Hollerbek sagte zu Toni: „Sie werden das nicht verstanden haben."
„Nicht recht! Es klang beinahe wie englisch, und die Sprache beherrsche ich eigentlich, aber verstanden habe ich trotzdem nichts."
„Es war auch englisch, aber ein Gematsch, wie es nur unsere braven Herrschaften aus dem Osten radebrechen. Darf ich übersetzen? Willkommen sei die schöne und tapfere Tochter des Westens, die den Löwen bezwang."
Toni wurde rot vor Freude.
Sie fühlte an dem Gruß, daß man ihr herzliche Sympathie entgegenbrachte. Dankbar reichte sie den gelben Männern die Hand, die in ihrem unverständlichen Englisch auf sie einschwatzten.
Toni begriff kein Wort, aber als sie in englischer Sprache sich bedankte, da flogen die Kappen begeistert in die Höhe.
Nach und nach kamen alle Artisten an die Reihe.
Der schwarze Fakir, der seinen Feuerzauber allabendlich vorführte, die Reiterfamilie, die Morettis, gebürtige Ostpreußen mit dem bürgerlichen Namen Kaludrigkeit, die „drei Teufel der Luft", die aus Oesterreich stammten, alle begrüßten Toni aufs herzlichste. Zuletzt trafen Hollerbek und Toni auf Görik.



Sein hartes Gesicht strahlte, als er das Mädchen sah
„Sind Sie doch wiedergekommen?" lachte er und drückte ihr lange die Hand.
„Fräulein Hardenberg bleibt bei uns. Ich habe sie als Sekretärin engagiert," erklärte Hollerbek.
Da war bei allen die Freude groß.
„Das ist schön!" sagte Görik. „Da wird sich auch mein Caesar freuen! Sie müssen gleich mit zu ihm kommen. Ich will eben füttern. Reichen Sie ihm einmal seinen Fleischbatzen."
Sie schritten den Ställen zu, erst durch die Abteilungen der Pferde, die sauber und gepflegt in ihren Boxen standen und neugierig die prächtigen Köpfe wandten.
Der „kluge Hans" ein Pony, lief natürlich wie immer frei in der Stallgasse auf und ab.
Er erkannte Hollerbek sofort und stupfte ihn mit dem klugen Kopf.
„Ich habe keinen Zucker, Hans!" sagte Hollerbek. Das Tier nickte und trat zur Seite. Wenn es bettelte, und jemand sagte diese Worte, dann ging es weg
Aber diesmal versuchte es sein Heil noch bei Toni. Die kramte in ihrer Tasche und fand tatsächlich ein Stück Zucker.
Sie wollte es ihm geben.
„Halt!" sagte Hollerbek. „Hans soll erst seine Reverenz machen!"

Da sank das Tier in die Knie und legte seinen Kopf Toni zu Füßen. Dann sprang es wiehernd auf und bekam den Zucker.

Hollerbek merkte an der ganzen Art Tonis, wie sie das Pony streichelte und liebkoste, daß sie Tiere liebte. Das stimmte ihn froh, denn er ging für seine Tiere auf. Die Liebe zur vierbeinigen Kreatur war ja der Haupttrieb gewesen für die Wahl seiner Laufbahn.
Sie kamen zum Raubtierstall.
Göriks Löwen liefen in ihren Käfigen auf und ab, hin und wieder ein unwilliges Brüllen ausstoßend.
Der Dompteur sah unverwandt auf Caesar.
Er war der Unruhigste von allen und hatte für nichts Interesse, als für ein großes Stück Fleisch, das seinen Hunger stillen sollte und das nicht kommen wollte.
Er sah auch Toni nicht.
Sie standen dicht vor dem Käfig. Da sagte Görik zu Toni: „Rufen Sie ihn einmal an."
Laut rief sie: „Caesar! Caesar!"
Da stutzte der junge Löwe, blieb stehen und drückte sein mächtiges Haupt gegen die Stangen.
Nun brüllte er.
„Er hat Sie erkannt!" Görik war ganz glücklich. Er nahm den Wärtern, die den Kübel mit den Fleischstücken brachten, Fleisch ab und schob es selber durch die kleine Schiebetür den einzelnen Löwen zu. Caesar mußte warten.
Seltsam, er stand ganz ruhig und sah auf Toni. Hin und wieder rieb er seinen Rücken behaglich an den Eisenstangen.
Als Toni dann ein Fleischstück nahm, und es durch die Tür schob, da schritt Caesar ganz langsam darauf zu, und nahm es ihr ohne Hast ab.
Er trug es abseits und begann zu fressen, aber dauernd behielt er Toni im Auge, und als sie und Görik weiterschritten, da kam er wieder an das Gitter gesprungen und brüllte den beiden nach.
„Er hat Sie bestimmt erkannt!" wiederholte Görik fröhlich. „Er ist ein lieber Kerl, der Caesar, nur zu spielerisch. Das ist oft gefährlich. Was habe ich mit dem Tier schon für Situationen durchgekostet! Aber . . . ich möchte ihn nicht missen. Trotzdem, daß er meine Dressur oft schwer macht. Seine unruhige Art droht manchmal die anderen anzustecken. Aber der Kerl ist mir ans Herz gewachsen. Haben Sie immer noch keine Lust bekommen, sich der Raubtierdressur zu widmen?"
„Aber lieber Görik!" lachte Hollerbek auf. „Ich bin froh, daß ich endlich eine vernünftige Sekretärin gefunden habe. Und mein Sohn erst, der freut sich wie ein Gott, daß er den ganzen Rechnungskram nicht mehr auf sich zu nehmen braucht. Da wollen Sie Fräulein Hardenberg mir schleunigst untreu machen?"

Toni lächelte: „Keine Angst, Herr von Hollerbek! Ich bleibe Sekretärin. Aber . . . ich darf doch hin und wieder ein wenig mitmachen?"
„Mitmachen? Wie meinen Sie das?"
„Ich möchte reiten lernen, möchte manches von der Zirkuskunst kennen. Nicht, um in der Manege das Publikum zu begeistern, sondern mehr als Sport."
„Aber bitte, Fräulein Hardenberg, in Ihrer freien Zeit dürfen Sie tun, was Sie mögen. Unsere Künstler werden es sich zur Ehre anrechnen. Sie zur vollendeten Artistin zu erziehen."
„Nein, nein, das will ich nicht!" lachte Toni vergnügt „Ich freue mich, daß ich eine so angenehme Tätigkeit bei Ihnen gefunden habe."
„Das ist schön!" sagte Hollerbek dankbar.

(Fortsetzung folgt.)

AUS DER PRAXIS

Warum brennt Milch an?

Von Dr. W. Müller-Kiel.

Da man sich bisher über die Ursachen des Anbrennens der Milch ziemlich im unklaren war, wurden vom Physikalischen Institut der Preußischen Versuchs- und Forschungsanstalt für Milchwirtschaft in Kiel eine Reihe von Untersuchungen angestellt mit dem Ergebnis, daß das Anbrennen der Milch im wesentlichen mit dem Gehalt der in ihr gelösten Luft zusammenhängt. Die Luft gelangt schon auf dem Wege zur Meierei und auch während der Bearbeitung in der Meierei in die Milch, z. B. arbeitet die Reinigungszentrifuge viel Luft in die Milch hinein. Je kälter die Milch ist, desto mehr Luft kann in ihr gelöst werden. Die Ansatzbildung kommt dadurch zustande, daß die kalte, lufthaltige Milch an der Heizfläche rasch erwärmt wird und — ähnlich wie kaltes Wasser im Glas, welches längere Zeit im warmen Raum steht — Luftbläschen ausscheidet, die sich nicht gleich von der Wandung loslösen. Die zwischen den Luftbläschen und der Heizfläche befindliche dünne Milchschicht wird nun stark überhitzt und brennt fest.

Mit dieser Erklärung steht gut im Einklang, daß das erste Ansetzen der Milch punktförmig mit Kraterbildung erfolgt. Auch ist verständlich, daß, wie in der Praxis häufig beobachtet ist, für das Auftreten des Ansatzes ein gewisser Mindesttemperaturunterschied zwischen Milch und Heizfläche vorhanden sein muß, der bei etwa 30 bis 35 Grad Celsius liegt.

Stark schaumhaltige Milch, wie sie beim Verlassen der Zentrifuge häufig erhalten wird, brennt etwas stärker an, wobei aber nur im allgemeinen der gelöste Teil der Luft und nicht die Schaumbläschen das Anbrennen verursachen. Die Art des als Heizfläche dienenden Metalls spielt keine wesentliche Rolle, wohl aber die Beschaffenheit der Oberfläche, indem an rauhen Flächen stärkerer Ansatz erfolgt als an glatten.

Der Ansatz von Vollmilch ist gröber als der von Magermilch, aber leichter ablösbar und fühlt sich fettig an. Beim Erhitzen von Rahm erhält man ebenfalls fettigen Ansatz, der ziemlich leicht abzulösen ist. Ansaure Milch brennt zunächst bei geringer Säuerung etwas schwächer an als süße Milch, jedoch tritt bei fortgeschrittener Säuerung (von etwa 12 bis 14 Säuregraden an) starkes Ausflocken der Milch ein, wodurch Erhitzerapparate, die mit einer dünnen Milchschicht arbeiten, leicht verstopft werden können. Labmolke und Sauermolke brennen im allgemeinen etwas schwächer an.

Das Anbrennen von Milch läßt sich dadurch vermeiden oder wenigstens verringern, wenn man für genügende Entlüftung, bzw. Entgasung der Milch sorgt. Während dies im Haushalt leicht möglich ist, indem die Milch beim Aufkochen gerührt wird, ist die ausreichende Entlüftung bei der meiereitechnischen Verarbeitung der Milch aus praktischen und wirtschaftlichen Gründen schwieriger durchzuführen. Immerhin läßt sich durch sinngemäße Konstruktion und Aufstellung von Pasteurisierungsanlagen der Ansatz auf ein Mindestmaß herabsetzen. Auch kann man das Anbrennen der Milch durch Bestreichen der Heizflächen mit Fett bis zu einem gewissen Grade vermindern.

Obstfeinde im Winterlager

Nachdem die Obstbäume das Laub abgeworfen haben, sind verschiedene Ueberwinterungssitze von Obstschädlingen leicht zu erkennen. Teils sind es schädliche Pilze, teils die Puppen schädlicher Insekten, die in den Baumkronen überwintern. Bei einer Besichtigung der Baumkronen wird man zusammengerollte Blätter vorfinden, die nicht abfallen, sowie einzelne vertrocknete Früchte. Die Blätter bleiben deshalb an den Zweigen haften, weil sie durch Raupengespinste befestigt sind. Einzelne *zusammengerollte Blätter* sind gewöhnlich Schlupfwinkel für die Räupchen des *Baumweißlings*. Zuweilen findet man auch größere Nester, die aus mehreren zusammengesponnenen Blättern bestehen. Darin haben sich die Raupen des *Goldafters* zurückgezogen. Der Goldafter ist ein zu den Spinnern zählender kleiner Schmetterling, der im Frühjahr aus den überwinterten Raupen ausschlüpft, zahlreiche Eier in die Baumkronen legt, aus denen ganze Heere von Raupen auskriechen können. Nicht selten fressen sie ganze Baumkronen kahl. Es gilt daher, jetzt nach dem alten Bauernwort zu verfahren: „*Wer die Raupen tilgen will, muß das Nest verbrennen.*" Man achte also jetzt auf diese Raupennester und brenne sie mit der Raupenfackel ab. Die *Raupenfackeln* bestehen gewöhnlich aus einem trichterförmigen Blechbehälter, den man auf eine lange Stange steckt, und in dem ein mit Spiritus getränkter Wattebausch angebracht ist. Man setzt den Bausch in Brand und zündet damit die Raupennester an. Raupen, die dabei nicht verbrennen, fallen in den Trichter und können restlos vernichtet werden.



Neben den Blattnestern wird man auch *vertrocknete Früchte* in den Baumkronen vorfinden. Man nennt sie *Fruchtmumien*. Es sind nämlich Früchte, die derartig stark von den Pilzwucherungen des Monila-Pilzes durchzogen sind, daß sie völlig zusammenschrumpfen und hart werden. Die zahlreichen Sporenträger öffnen sich im Frühjahr und lassen die Sporen durch den Wind über die ganze Obstpflanzung verbreiten. Die aus den Sporen hervorwachsenden Pilze dringen in die jungen Triebspitzen ein und erzeugen die *Spitzendürre*, zum Beispiel bei Sauerkirschen. Später werden auch die Früchte befallen und verfaulen. Sammelt man jetzt die Fruchtmumien sorgfältig ein, dann ist diese Quelle erneuten Krankheitsbefalles im Frühjahr getilgt und viel Schaden abgewendet. Die eingesammelten Fruchtmumien müssen verbrannt werden.

Kartoffeln als Hühnerfutter

Mehr denn je wird man gerade in dieser Zeit die Kartoffeln in größeren Mengen an die Hühner verfüttern müssen. *Rohe Kartoffeln sind nicht als Hühnerfutter geeignet*, dagegen haben die *gedämpften Kartoffeln* einen ganz ausgezeichneten Futterwert. Wer einen größeren Hühnerbestand hat oder wer sowieso noch gedenkt, Kartoffeln an Schweine zu verfüttern, wird sich der Zeitersparnis halber einen großen Futterdämpfer zulegen müssen. Manche Dämpfer sind gleich noch mit einer *Quetsche* versehen, um das Futter in gleichmäßigem, gut aufnehmbarem Zustand fertig zu erhalten. In kleinen Betrieben genügt auch als Quetsche ein Handgerät. Im allgemeinen rechnet man, daß ein Huhn am Tage 40 Gramm gedämpfte Kartoffeln frißt, also wären für 50 Hühner zwei Kilogramm Kartoffeln zu dämpfen. Hierzu nimmt man für ein Huhn 15 Gramm Gersten- oder Haferschrot, 10 Gramm Weizenkleie, 6 Gramm Fischmehl, 4 Gramm Fleischmehl, 5 Gramm Sojabohnenschrot und 2 Gramm Schlämmkreide. Auf 50 Hühner sind als Trockenmischfutter zu den Kartoffeln 750 Gramm Gersten- oder Haferschrot, 500 Gramm Weizenkleie, 300 Gramm Fischmehl, 200 Gramm Fleischmehl, 250 Gramm Sojabohnenschrot und 100 Gramm Schlämmkreide. hinzuzugeben. Neben diesem Weichfutter, das man am besten in zwei Portionen, einmal am Vormittag und einmal am Nachmittag den Hühnern hinstellt, hat man *am Abend noch reichlich Körnerfutter* in die Einstreu oder im Auslauf den Hühnern zu geben. Man rechnet im allgemeinen, daß ein Huhn 50 Gramm Körnerfutter aufnimmt. Also müßte man für 50 Hühner am Tage 2½ Kilogramm Körnerfutter hinstreuen.

Rechtssprichwörter.

Hof geht vor Kind!
Der Hof muß beim Blute bleiben.
Wer selig will sterben, der laß den Hof dem rechten Erben.
Breite Hufe werden schmal, teilet man sie nach der Zahl.
Geteiltes Gut kommt nicht auf die vierte Brut.

FÜR DIE PRAXIS

FÜR DIE JUGEND

Schiffe auf Bergeshöhn

Als im Jahre 1439 Herzog Filippo Maria Visconti von Mailand gegen Venedig Krieg führte, beherrschte er durch eine kleine Flotte den Gardasee. Der Grieche Sorbolo machte dem venezianischen Feldherrn Gattamelata den Vorschlag, eine Flotte über die Alpen in diesem See zu führen, um dem Gegner wirksam entgegentreten zu können.

Im Anfang belachte man diesen abenteuerlichen Plan, aber Sorbolo ließ nicht locker und erhielt schließlich zwei Galeonen, drei Galeeren, eine große Veroneser Barke und fünfundzwanzig kleinere Schiffe, um seinen Plan durchzuführen.

Dieses Geschwader fuhr die Etsch hinauf bis Narazone, dann setzte man die Schiffe auf Walzen und fuhr sie auf besonders hergerichteten Wagen weiter.

Die Vertiefungen des Geländes wurden ausgefüllt, tiefe Schluchten überbrückt, Felsen die im Wege lagen, wurden gesprengt, jeder Weg geebnet, was etwa 2000 Arbeiter ausführten. 2000 Ochsen zogen die Walzen mit den Schiffen bis in den See von Loppio.

Sodann stieg die Flotte jenseits des Sees in der Bahn eines Wildbaches bis auf die Wasserscheide, welche die Etsch vom Gardasee trennt.

Hier waren nun die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen, da der See über dreihundert Fuß tiefer eingebettet liegt als das Etschtal bei Mori. Es war nur möglich, an starken Ankertauen durch viele Winden die Schiffe langsam auf der schiefen Bahn hinabgleiten zu lassen.

Mit unsagbarem Staunen sahen die Einwohner die Schiffe von der Höhe herabschweben.

Die Kosten dieser Beförderung betrugen 30 000 Goldgulden. 15 Tage hatte man zu diesem abenteuerlichen Werk gebraucht.

C. W. K.

Ein gefährliches Wild

Eine der gefährlichsten Jagden ist im dunklen Erdteil Afrika die Jagd auf den Büffel, eines der stärksten und wildesten Lebewesen der Tropenwelt. Grimmig, böswillig und tückisch trägt er den mit den ungeheuren Hörnern bewaffneten massigen Kopf halb geneigt, stets wie zum Angriff bereit. Einmal erregt und in Wut gebracht, kennt der Büffel kein Hindernis mehr. In unaufhaltsamen Sturme stürzt er sinnlos in gerader Richtung dahin und überrennt, was ihm in den Weg kommt, nicht allein menschliche oder tierische Lebewesen, sondern auch Umzäunungen und Hütten. In die Enge getrieben, stellt er sich ohne Bedenken zur Wehr und achtet dann in blinder Wut keiner Waffe. Mancher Jäger ist schon, wenn er glaubte, den Büffel durch den ersten Schuß niedergestreckt zu haben und sich näher heranpirschte, plötzlich von der Seite oder von hinten durch das verwundete Großwild erneut angegriffen und getötet worden.

Am schlimmsten sind die von den Herden abgetriebenen alten Einsiedler. Sie scheuen sich nicht ganze Jagdgesellschaften anzugreifen.

Derartige Zusammenstöße sind in allen Ländern Afrikas, in denen der Kaffernbüffel lebt, etwas Gewöhnliches und fast in jedem Dorfe findet man Leute, die einen ihrer Angehörigen durch Büffel verloren haben.

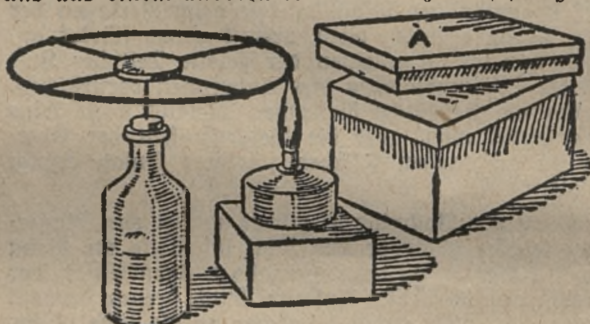
Selbst der Löwe findet in dem Büffel einen unbezwingbaren Gegner und wagt ihn nur im Notfalle oder zu mehreren anzugreifen. Die ungeheure Kraft des Büffels legt der Großkatze oft für alle Zeiten ihr Handwerk, denn wenn ein Büffel überfallen wird, eilen ihm die anderen Tiere der Herde zu Hilfe und jagen den Angreifer regelmäßig in die Flucht.

Das Wunderrad

Das Rad, dessen Herstellung wir nachstehend beschreiben wollen, verdient darum die Bezeichnung „Wunderrad“, weil es sich dreht, ohne daß irgendeine sichtbare Kraft es bewegt.

Wir nehmen zunächst eine Flasche und füllen sie zur Hälfte mit Wasser oder Sand, so daß sie ganz fest auf dem Tisch steht. Dann verkorken wir sie und stecken in den Kork senkrecht eine Nähnadel. Nun schneiden wir uns aus einem anderen Kork eine kleine runde Scheibe zurecht, die nicht zu dünn sein darf, und befestigen an ihr in gleichen Abständen vier Kupferdrähte von derselben Länge, so daß diese gleichsam die Speichen eines Rades bilden. Das Rad selbst drehen wir uns aus Eisendraht zurecht und befestigen es, indem wir die Kupferdrähte um den Ring herumwickeln. Nun ist das Rad fertig, und wir stellen es auf die Nadelspitze, indem wir es so ausbalancieren, daß es sich ganz leicht dreht.

Nach diesen Vorbereitungen beschaffen wir uns eine kleine Spirituslampe, die wir so aufstellen, daß die Spitze der Flamme gerade den Eisendraht, der unser Rad bildet, berührt. (Man kann auch irgendeine andere Lampe wählen, die nicht rußt.) Nun suchen wir uns irgendwo eine kleine Pappschachtel, die wir so aufstellen, daß ihr Boden sich in gleicher Höhe mit dem Rad befindet. (Auf unserer Abbildung mit A bezeichnet.) In die Schachtel hinein legen wir einen gewöhnlichen Hufeisenmagneten, und zwar so, daß sich die Spiritusflamme gegenüber dem einen Pol befindet. Stecken wir nun die Lampe an, so wird das Rad beginnen sich von selbst herumzudrehen.



Die Erklärung für diese Erscheinung, die auf jeden Zuschauer — zumal wenn er nichts von der Anwesenheit des Magneten weiß — einen überraschenden Eindruck macht, ist verhältnismäßig einfach. Der Magnet zieht nämlich den Eisenring an, aber nur die kalten Stellen des Eisens, nicht die durch die Flamme erhitzten. In dem Moment, wo diese Anziehung erfolgt ist und das Rad sich ein kleines Stückchen herumgedreht hat, erfolgt schon wieder eine neue Anziehung durch den Magneten, weil das angenäherte Stück inzwischen durch die Flamme erhitzt wurde und daher auf den Magneten keinen Einfluß mehr ausübt.

Scherz-Bilderrätsel



Wer schnell gibt, gibt doppelt!

Weitere Heimat-Chronik

Lublinitz:

Ueberfall findet sofortige Sühne. Als der Johann Brylka in später Abendstunde durch die schlecht erleuchtete Feldstraße ging, wurde er von einem etwa 18jährigen Burschen angehalten und unter Bedrohung mit einem Messer zur Herausgabe des Geldes aufgefordert. Der Ueberfallene verlor aber die Geistesgegenwart nicht, und streckte den Angreifer mit einem wohlgezielten Boxhieb nieder. Dem herbeigeholten nächsten Polizeiposten gelang es dann, den Straßenräuber festzunehmen; er wurde dem Gerichtsgefängnis zugeführt.

Krassow:

Im Biedaschacht verschüttet.

Die Erwerbslosen haben trotz aller Gegenmaßnahmen der Polizei- und Bergbehörden die Förderung von Kohle aus den Notschächten jetzt, vor dem Winter, in verstärktem Maße aufgenommen, da die Nachfrage nach Brennvorräten mit jedem Tag wächst. Die Ueberwachungsaktion der Polizei zwingt viele Erwerbslose, in der Nacht nach Kohle zu schürfen. Auch wird anscheinend nicht mehr mit der notwendigen Sorgfalt bei der Versteifung der Schächte verfahren. In einem der Stollen bei Krassow waren die beiden Erwerbslosen Emil Urbanczyk und Klemens Stokka beschäftigt. Plötzlich brachen die Kohlen- und Sandmassen ein und verschütteten die beiden. Von dem Getöse des Zusammensturzes waren die in der Nähe schürfenden Erwerbslosen aufmerksam geworden, die sich sofort an die Bergungsarbeiten heranmachten. Nach vieler Mühe wurde zunächst der 20jährige Urbanczyk mit erheblichen Verletzungen ans Tageslicht gezogen. Stokka lag tiefer, so daß die Rettungsarbeiten hier länger dauerten. Leider erwiesen sich alle Wiederbelebungsversuche, die unter Leitung Dr. Jaczeks standen, als erfolglos.

Straconka:

Ueberfall auf einen Forstbeamten.

Vor einigen Tagen wurde in den der Stadt Biala gehörenden Wäldern in Straconka auf den städtischen Heger Thomas Mienkin ein Ueberfall verübt, bei dem der Heger mit einem Beile von seinen drei Angreifern verletzt wurde. Der Heger befand sich auf einem Rundgang durch die Wälder, als er eine Frau beim Holzdiebstahl ertappte und derselben ein Beil beschlagnahmte. Kurz darauf wurde der Heger von drei jungen Burschen überfallen, die ihm das Beil gewaltsam entrissen und ihm dann damit mehrere Verletzungen beibrachten. Die Bialaer Polizei konnte im Zuge der Erhebungen die Täter ausforschen und dem Gerichte einliefern. Es sind dies der 22jährige Franz Wojtasik aus Straconka, der 26jährige Felix Miendzybrodzki aus Lipnik und der 24jährige Ladislaus Gach aus Biala, die den Ueberfall in ihrem jugendlichen Leichtsinn verübten und denen jetzt die Strafe von 5 Jahren Kerker droht.

Paruschowitz-Rybnik:

Rätselhafter Selbstmord. In einem Hause auf der ul. Stara im Rybniker Stadtteil Paruschowitz unternahm kürzlich der 30jährige Händler Franz Chroszcz aus Nikolai einen Selbstmordversuch. Er schoß sich aus einer Mauserpistole, Kal. 7,65 Millimeter, eine Kugel in den Mund, die im Hinterkopf, unterhalb des Gehirns ihren Ausgang fand. Er wurde im bewußtlosen Zustande, lebensgefährlich verletzt, nach dem Rybniker Juliuskrankenhaus gebracht. Die Gründe für die Tat sind, zumal es sich um einen Fremden handelt, nicht bekannt. Fest steht nur, daß er die Tat in angetrunkenem Zustande beging, was durch mehrere Personen festgestellt wurde.

Sandau:

Maskierte Banditen in der Wohnung.

Ein frecher Raubüberfall wurde in Piasek, Kr. Pleß, verübt. Drei maskierte Banditen drangen gegen 1 Uhr nachmittags in die Wohnung der Zofie Bielecka ein, warfen der B. ein Tuch über den Kopf, fesselten ihr die Hände und warfen sie dann auf die Erde. Einer der Banditen blieb, mit einem Revolver in der Hand, bei der Ueberfallenen stehen, während die anderen beiden die Wohnung durchwühlten, wobei ihnen etwa 500 zł in die Hände fielen. Darauf verließen sie die Wohnung und entfernten sich in unbekannter Richtung. Die Untersuchungen haben bisher noch zu keinem Erfolge geführt.

Loslau:

Wieder ein Versicherungsbetrug? Der Tischler Anton Grabiec meldete kürzlich der Loslauer Polizei, daß vor einigen Tagen durch einen Brand seine Tischlerwerkstatt und verschiedene fertige Möbelstücke vernichtet wurden. Den Schaden gab er mit 1200 Zloty an. Die Polizei leitete eine Untersuchung ein und stellte fest, daß bei dem angeblichen Feuer lediglich einige Hobelspäne verbrannt waren. Es besteht somit der berechtigte Verdacht, daß G. den Brand selbst in versicherungsbetrügerischer Absicht anlegte, um so mehr, als er auf eine größere Summe versichert war. Die Untersuchung dauert an.

Tarnowitz

Landwirtschaftliche Ausstellung.

In den letzten Tagen fand in den Räumen der früheren landwirtschaftlichen Winterschule eine Ausstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse aus den Gemeinden Repten, Lassowitz, Friedrichshütte, Alt-Tarnowitz und Georgenberg statt. Durch Direktor Zajonz sind eine Anzahl Obstbäume verteilt worden, die der Kreisausschuß als Prämien gestiftet hat. Den Anregungen der Winterschullehrer folgend, trat man an die Verbesserung neuzeitlicher Gewächse heran.

Statt zur Hochzeit — in den Tod.

Auf der Chaussee von Tarnowitz nach Koschentin ereignete sich ein folgenschwerer Unglücksfall. Der Arbeiter Mrosek aus Tarnowitz, der mit einem Freund per Rad nach Koschentin zu einer Hochzeit fuhr, stieß so heftig an den Anhänger eines ihnen entgegenkommenden Lastautos, daß er mit schweren Verletzungen bewußtlos liegen blieb. Er wurde ins Prinzliche Krankenhaus nach Koschentin eingeliefert, wo er zwar noch einmal das Bewußtsein wiedererlangte, jedoch bald darauf starb. Der Lastwagen wurde kurz vor Georgenburg gestellt, nachdem der Freund des Verunglückten die Feststellung telephonisch veranlaßt hatte, da er, ohne sich um den Verunglückten zu kümmern, weiterfuhr.

Schoppinitz

Betrüger an der Arbeit.

In Schopinitz werden seit einiger Zeit wieder die gutmütigen Bürger von einem raffinierten Schwindler ganz gehörig übers Ohr gehauen. Ein junger Mann vertreibt Missionsbüchlein, die vom Bischof aus Kattowitz herausgegeben werden. Eine Person, der es auffiel, forderte ihn auf, sich mit einem Ausweis vom Pfarrer zu legitimieren. Hier kam es dem Hausierer doch etwas bedenklich vor, und er machte sich mit einigen Ausreden aus dem Staube. Um vor Betrügereien sicher zu sein, ist es ratsam, die Hausierer mit religiösen Werken nach dem Ausweis der Bischöflichen Kurie oder des Ortspfarrers zu fragen. Ohne diese Ausweise haben die Hausierer keine Berechtigung zum Verkauf von religiösen Werken.

Chybi (Bielitz-Teschen):

Kasseneinbruch. Unbekannte Täter drangen in das Amtsgebäude in Chybi ein und entwendeten aus einem Geldschrank einen Betrag von 1102 Zloty, der dem Staate gehörte. Die Täter waren durch eine eiserne Tür, die sie aufschnitten, in den Kassenraum eingedrungen und hatten dann die Kasse geöffnet. Sie hinterließen ein Taschentuch am Tatort. Bisher fehlt von den Einbrechern jede Spur. — Gerade in diesen Tagen verhaftete die Bielitzer Polizei eine Reihe von Personen, denen die Kasseneinbrüche der letzten Zeit, so der große Kasseneinbruch in die „Moravia" in Czechowitz, in die Spar- und Darlehnskasse in Dziedzitz und andere zur Last gelegt werden. Es wurden festgenommen der 27jährige Privatbeamte Josef Mole und der 30jährige Johann Brnsek, beide aus Dziedzitz, ferner der 27jährige Tischler Franz Adamietz aus Kaniow, Kreis Biala, der 28jährige Schlosser Karl Adamietz aus Ellgoth, Bezirk Bielitz, und der 40jähr. Fleischer Paul Kotzmann aus Heinzendorf, bei Bielitz. Alle Verhafteten wurden in das Bielitzer Gerichtsgefängnis eingeliefert. Weitere Verhaftungen stehen bevor.

Biala:

Verkehrsautobus im Chausseegraben.

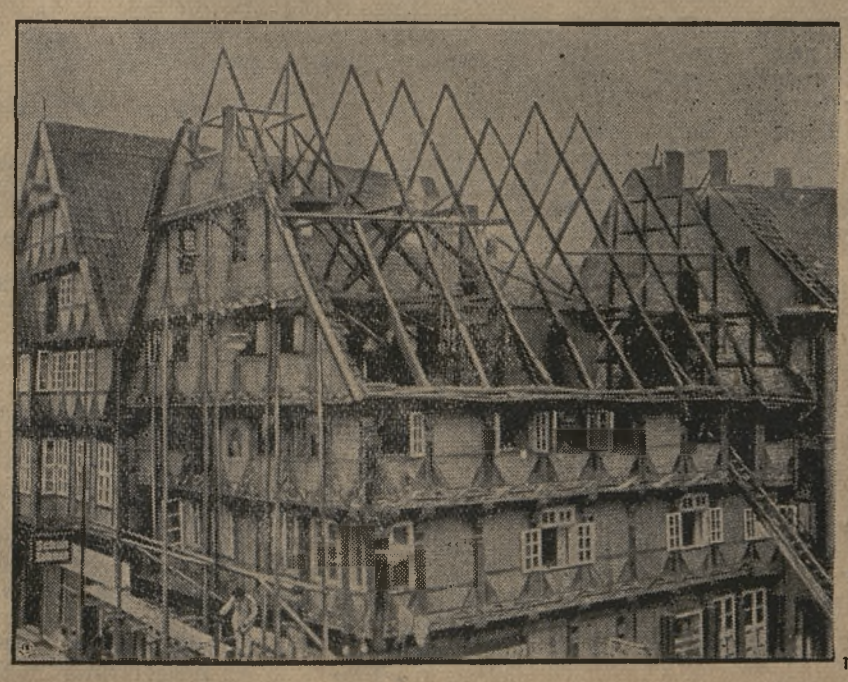
Auf der Chaussee, in der Nähe von Biala, ereignete sich ein Verkehrsunglück, das leicht die schwersten Folgen hätte haben können. Die Lenkstange des Autobusses, der zwischen Oswiencim und Lipnik verkehrt, brach, so daß der große Autobus ins Schleudern geriet und schließlich im Chausseegraben landete. Zum Glück erlitten die Fahrgäste keine schlimmeren Verletzungen, lediglich eine Frau brach sich die Hand, während eine andere leichtere äußere Verletzungen erlitt. Die Bielitzer Rettungsgesellschaft begab sich sofort an die Unfallstelle, brauchte aber nicht mehr einzugreifen. Der Autobus selbst wurde schwer beschädigt.

Ein anständiger Dieb.

In der vergangenen Woche wurde in das Personalzimmer des Bialaer Spitals eingebrochen, wobei der Täter sämtliche Schränke gewaltsam öffnete und 780 Zloty Bargeld und zwei Dollar stahl, die der Angestellten Czarnecka gehörten. Das gestohlene Geld war das gesamte Ersparnis der Spitalbediensteten, die sich wegen dieses Verlustes mit Selbstmordgedanken befaßte. Dieses Vorhaben gelangte auch dem Dieb zu Ohren, der, wahrscheinlich von Reue erfaßt, das gestohlene Geld in einem Lappen wickelte und in der Nacht zum Sonnabend auf das Fenster des Personalzimmers legte. Dort wurde das Paket am Morgen gefunden und dem armen Mädchen ausgehändigt. Die Polizei forscht nichtsdestoweniger nach dem „mitleidsvollen" Dieb weiter.

Ein berühmtes Baudenkmal ausgebrannt

In Celle wurde das bekannte, 400 Jahre alte Hoppener-Haus von einem verheerenden Brande heimgesucht. Die oberen Stockwerke des Gebäudes brannten vollkommen aus. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß die wertvolle Giebelwand, die wegen ihrer großartigen Schnitzereien am Gebälk berühmt ist, durch das tatkräftige Eingreifen der Feuerwehr fast völlig verschont geblieben ist. Das Hoppener-Haus wurde 1532 von Herzog Ernst dem Bekenner erbaut. Es ist eins der architektonisch wertvollsten Gebäude Niedersachsens.



Die Vision des Tobias Hauser

Von Karl Heinrich Mohr

„Der Nächste!“ rief ungeduldig der Beamte hinter dem kleinen, offenen Schalter und streckte die Hand heraus, um die Stempelkarte entgegenzunehmen. Doch der Arbeitslose, den er eben abgefertigt hatte, versperrte beharrlich den Zugang.

„So mach doch ‚daß du weiterkommst, Mensch!“ Der hinter Tobias Hauser Wartende versetzte ihm einen nicht mißzuverstehenden Schubs und gab seine Stempelkarte in die Hand des Beamten.

Da raffte Tobias das Geld zusammen. Aber er steckte es nicht in die Tasche, er hielt es krampfhaft in der zusammengeballten Faust und schritt zögernd dem Ausgang zu. Auf halbem Wege machte er plötzlich kehrt, trat nochmals an den Schalter heran, legte ein Dreimarkstück flach und hart auf die Zahlplatte, daß es klang wie ein Aufschreien.

„Nanu, soll das falsch sein?“

„Das weiß ich nicht. Sie haben mir aber versehentlich drei Mark zuviel ausgezahlt.“

Den Dank des Beamten wartete Tobias nicht ab. Er vernahm auch nicht vereinzelte spöttische Zurufe, die aus der Menge heraus fielen. Er strebte unbekümmert um das Geschehen und die Menschen um ihn herum, eilig dem Ausgang zu.

Das ging nun schon seit vielen Monaten so. Mit dem Stempeln, Hungern und Darben. Mit Therese, seiner Frau und Margot, dem zweiundhalbjährigen Wurm, lebte Tobias Hauser von einem Auszahltag zum anderen. Wenn man das Leben nennen kann. Mit zwölf Mark fünfzig die Woche.

Mit den drei Mark, um die sich der Kassierer geirrt hatte, hätte Tobias die rückständige Gasrechnung begleichen können, — ach, er hätte tausendfache Verwendung für das Geld gehabt! Kein Mensch hätte ihm ihren Besitz verwehrt!

Dumpf vor sich hinbrütend ging er nach Hause. Man würde heute wieder mal Eierkuchen backen oder, besser noch, ein Pfund Fleisch gar kochen; das war vorteilhafter, es gab mindestens für zwei Tage Suppe ab. Dann kam wieder das Vor-sich-hindösen bis zum nächsten Auszahltag. Das Warten.

Worauf nur? Hatte Therese nicht eigentlich recht, wenn sie meinte, daß es am besten sei, man mache Schluß, für immer Schluß? Immer wieder hatte Tobias sich solchem Vorhaben standhaft widersetzt, auf die Nöte hunderttausend anderer hingewiesen, denen es auch nicht besser, wenn nicht gar noch schlechter, erginge und betont, daß es Pflicht sei auszuhalten.

Was eigentlich es war, welche Kraft ihn immer wieder zu neuem Hoffen beseelte? Welch eine unsichtbare, mächtige Hand war das, die sich immer, im letzten Augenblick bisweilen, vor ihm auftrat, wenn ihm schwindelte vor dem Abgrund.

Als Tobias vor seiner Haustür stand und in die Tasche griff, um den Schlüssel herauszuholen, ward ihm plötzlich schwarz vor den Augen, eine Schwäche überkam ihn, und er mußte sich an dem Pfosten anhalten, um nicht zu fallen. Er fühlte den Hunger in seinem Magen wühlen, vor seinen Augen erstanden Zahlen, tanzten wirr umher, grinsten ihn an: 12,50 und 3 dann wieder andere, ganz toll war das, sie kamen und gingen, wirbelten ihm im Kopf herum!

Kopf an Kopf starrten beide das Papier an

Plötzlich lösten sich aus ihrer Menge drei Ziffern, eine 2 eine 6, eine 3, reihten sich aneinander, bildeten, deutlich erkennbar eine einzige Zahl, die Zahl: 263.

Riesenhaft wuchs sie an, die Zahl 263, silberhell leuchtend auf pechschwarzem Grund, prägte sich in das Hirn des Heimkehrenden und dann — nichts mehr.

Eine Vision!

Kopfschüttelnd trat Tobias ein, begab sich nach seiner im dritten Stock gelegenen kleinen Wohnung Sie war leer, auf dem Tisch lag ein von Theresens Hand geschriebener Zettel: „Wir sind auf dem Speicher.“

Komischer Tag das! Was Therese wohl auf dem Speicher trieb zu den alten, kaputten Rohrstühlen, die man nicht machen lassen konnte und den wertlosen, vergilbten Schmökern, die ihm vor einigen Jahren Onkel Thomas, der gelehrte Sonderling, als einzige Erbschaft hinterlassen hatte?

Eine unerklärliche Angst trieb Tobias die schmale Holztreppe hinauf unter das Dach, wo er Therese in dem engen Verschlag damit beschäftigt fand, an Hand eines Zeitungsausschnittes die Titel der alten Bücher zu studieren, während das Kleine um sie herumtrippelte.

„Weißt Du nicht, Tobi, ob sich unter Onkel Thomas' Büchern nicht die „Geschichte der Cimbern und Teutonen“ befindet?“ empfing Therese den Gatten.

„Es ist schon möglich, daß ein solches Buch sich unter den Schmökern herumtreibt. Aber was, in aller Welt, willst du denn damit anfangen?“

„Verkaufen, Tobi! Sieh doch, hier sucht es einer in der Zeitung.“ Therese wies mit dem Finger auf ein Inserat in dem Zeitungsblatt. Sofort machte er sich daran, ihr behilflich zu sein. Um zu sehen, ob es noch halbwegs im Stande und verkäuflich sei, schlug Tobias es auf. Sein Blick fiel auf die Seitenzahl: 163. 163? War das nicht —? Therese fuhr zusammen, als Tobias plötzlich laut auflachte.

„Was hast du?!“

„Nichts. Dummes Zeug ist das!“ Dann glitten seine Finger weiter, hundert Seiten weiter, 263 war doch die Zahl, nicht wahr, 263?

Tobias schlug sie auf, was lag denn schon dran, wenn man das tat? Eine Seite wie jede andere, nur daß anderes daraufstand, was ihn aber ebenso wenig interessierte wie irgendeine Seite dieser Geschichte der „Cimbern und Teutonen“.

Seite 263. Der Onkel mußte wohl beim Lesen bei ihr stehen geblieben sein, denn zwischen ihr und der nächstfolgenden lag, augenscheinlich als Buchzeichen, ein Papier.

„Was meinst du Tobi, was wir für das Buch verlangen könnten?“

Kopf an Kopf verweilten beide und starrten das Papier an. Keines redete ein Wort. Weder Tobias noch Therese wären imstande gewesen auch nur den leisesten Laut über die Lippen zu bringen. Enger schmiegten sich beide Körper aneinander und die Tränen des einen netzten die Wangen des anderen!

Hilflos stand das Kleine vor seinen Eltern, und wie sie beide weinen sah, stimmte sie ein mächtiges Heulen an. Da erst fanden Tobias und Therese zu sich zurück.

Sie nahmen die Kleine in die Mitte und küßten sie. Mit der freien Rechten faltete Tobias das aufgefundene Papier zusammen und verwahrte es sorgfältig in der Brusttasche.

Es war ein über dreißigtausend Goldmark lautender Goldpfandbrief!

Verborgener Ruhm

Lebende Zitate aus toten Werken

Erkläret mir, Graf Oerindur,
Diesen Zwiespalt der Natur!

Woher stammt gleich dieses Zitat? Man hört es häufig noch, in heiterem Sinne angewendet, und nur wenigen wird es bekannt sein, daß dieses geflügelte Wort über hundert Jahre alt ist und dem Schicksalsdrama „Die Schuld“ von Müllner entstammt. Müllner gehörte zur Zeit Goethes zu den meist gelesenen und gespielten Autoren. Er gilt als der Schöpfer des deutschen Schicksalsdramas und hat keinen Geringeren als Grillparzer beeinflußt Mit dem Augenblick, da ein deutscher Literarhistoriker Müllner einen „mit Recht vergessenen Dichter“ nennt, ist das Urteil der Nachwelt gesprochen.

Zwei Seelen und ein Gedanke,
Zwei Herzen und ein Schlag.

Niemand braucht sich der Unbildung zu bezichtigen, der den Verfasser dieses auch heute noch lebenden Zweizeilers nicht zu nennen vermag. Er stammt von Friedr. Halm (Eligius von Münch-Bellinghausen). Auch seine Bühnenwerke, „Griseldis“, „Der Sohn der Wildnis“ u. a., haben wahre Triumphe gefeiert. Von dem ganzen „Sohn der Wildnis“ hat sich bis zum heutigen Tage nur der lyrische Zweizeiler erhalten, der auch in unserer sachlichen Zeit von Liebenden nicht verschmäht wird.

Wo man singt, da laß dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder.

Ein anderer Vers wird fälschlicherweise Goethe zugeschrieben. Allerdings zitiert ihn Goethe einige Mal in seinen Werken, jedoch nur zu dem Zweck, seinen Inhalt zu widerlegen:

Ins Innere der Natur
Dringt kein erschaffener Geist.
Glückselig, wem sie nur
Die äußere Schale weist.

Der Sinnspruch stammt von dem Dichter und Physiker Albrecht Haller.

Anonymer Ruhm! Irgendein Gedanke, eine Liedzeile oder ein Schlagwort gewinnt durch Inhalt oder geschickte Prägung Bedeutung und wandert durch die Zeiten, während das Gesamtwerk und der Verfasser der Vergessenheit anheimfallen.



Lies und Lach'!



Der Lachkrampf



Von Chr. Koch

Der berühmte englische Tragöde Garrick spielte einst an einem heißen Sommertage den König Lear und riß das Publikum durch seine gewaltigen Leistungen hin. Im fünften Akte aber begegnete ihm ein kleines Mißgeschick. Die hochtragische Szene am Schlusse, wo der alte König an der Leiche seiner Tochter Cordelia weint, hatte eben begonnen, als das Gesicht des Schauspielers plötzlich einen ganz anderen Ausdruck annahm. Der Künstler hatte offenbar alle Mühe, eine ihm unwiderstehlich nahende Lachlust niederzukämpfen. In diesem Augenblick erschienen die Edelleute, wie es der Gang des Stückes vorschreibt; aber auch sie hatten, nachdem sie kaum eingetreten waren, mit demselben Uebel zu kämpfen. Da öffnete die tote Cordelia ein wenig die Augen, aber plötzlich schien sie von einer Art Lachkrampf befallen zu sein, denn sie sprang auf und eilte, nicht mehr imstande, sich zu beherrschen, davon, gefolgt von dem greisen Lear, dem wackeren, ehrenfesten Kent und den übrigen Edelleuten, welche durch das Beispiel angesteckt, eiligst in den Kulissen verschwanden.

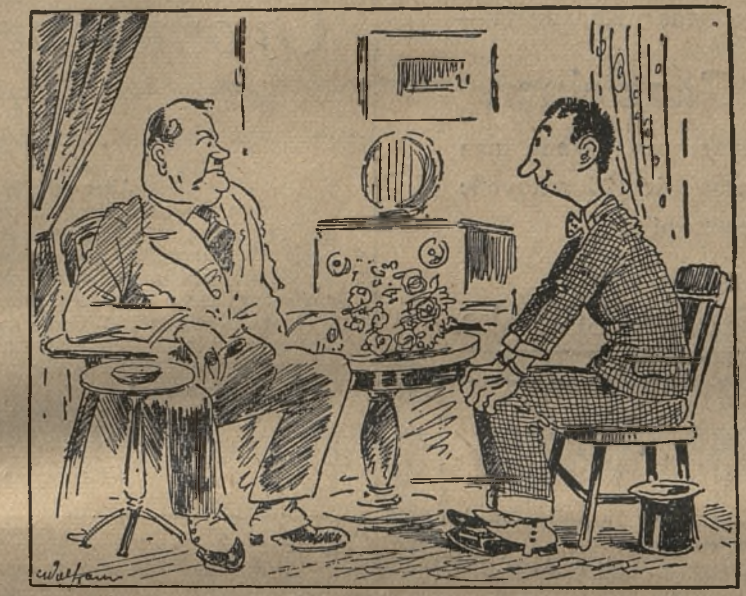
Das Publikum verharrte in stummer Verwunderung, bis es endlich die Ursache der allgemeinen Heiterkeit entdeckte und nun ebenfalls in ein unauslöschliches Gelächter ausbrach. Im Parterre hatte ein dicker Schlächtermeister Platz genommen und, was damals in London noch gestattet wurde, seinen Hund mit ins Theater gebracht. Das mächtige Tier saß neben seinem Herrn, hatte die Vorderpfoten auf die vor ihm befindliche Barriere gelegt und schaute verständnisvoll auf die Bühne, als habe es die Kritik zu schreiben. Der Dicke aber hatte unter der im Hause herrschenden Hitze außerordentlich zu leiden; um sich zu erleichtern, nahm er die schwere Perücke ab und stülpte sie, ohne sich etwas dabei zu denken, seinem Hunde auf den Kopf. Dieser Anblick war zu komisch, als daß die Schauspieler hätten ernst bleiben können, und das Außergewöhnliche, einen Hund mit einer mächtigen Perücke zu sehen, war selbst für diese an Selbstbeherrschung gewöhnten Künstler zu viel. Das tiefernste Drama endete auf die heiterste Weise; Garrick aber erklärte später oft, daß er an jenem Abend hätte lachen müssen, und wenn es ihn das Leben gekostet haben würde.

Ein Engländer, der den Besuch eines Amerikaners erhielt, nahm diesen zu einer Vorstellung des „Hamlet" mit ins Theater.

Nachher fragte er den Mann aus U. S. A, wie ihm die Aufführung gefallen habe; worauf dieser sagte:

„O, ich bin zufrieden. Aber Ihr seid hier sehr in der Zeit zurück. Ich sah dieses Stück in Amerika bereits vor vier Jahren.

*



Millionär: »Sie bitten mich um die Hand meiner Tochter, wollen Sie sich einen Witz erlauben? Meine Tochter ist 6 Jahre alt!«

»Nein, nein, ich wollte nur z. Zt. vorsprechen, vielleicht ist nachher der Andrang so groß.....!«

Tom: „Vater, du bist ein glücklicher Mann!"

Vater: „Wieso denn das, mein Junge?"



Tom: „Du sparst eine Menge Geld! Denke dir, du brauchst mir dieses Jahr keine neuen Schulbücher zu kaufen. Man hat mich für ein weiteres Jahr in derselben Klasse gelassen!"

Beim Wort genommen

Ein wegen seiner treffenden und witzigen Antworten bekannter englischer Pfarrer in der Grafschaft Wales bestellte einst eines seiner Pfarrkinder, Jack Crossby, zur Gartenarbeit, und legte ihm wiederholt ans Herz, am nächsten Morgen doch recht frühzeitig und pünktlich zu erscheinen. Der Bauer erwiderte, daß der Pfarrer ihm das gar nicht so oft zu sagen brauche, er würde am Morgen bestimmt im Garten sein, es sei denn, daß er über Nacht sterben würde.

Wer aber am nächsten Morgen nicht kam, das war Crossby. Alle anderen Arbeiter waren schon zwei Stunden im Garten beschäftigt, und er ließ sich noch immer nicht sehen. Da ging der Pfarrer in die Kirche und läutete die Totenglocke, so daß die Einwohner neugierig herbeigelaufen kamen, um zu erfahren, wer denn so plötzlich gestorben sei. Der Pfarrer teilte ihnen mit, daß Crossby in der Nacht gestorben wäre. Darüber wunderten sich die Bauern sehr, da sie ihn doch am Abend vorher frisch und munter gesehen hatten. Sie liefen daraufhin alle zu seinem Haus um Näheres zu erfahren. Es dauerte nicht lange, da kam Crossby voll Zorn zum Pfarrer, und schrie ihn an, was das zu bedeuten habe, alle Verwandten, Freunde und Bekannten kämen schreiend in sein Haus gestürzt, auch der Gastwirt sei mit den unbezahlten Rechnungen angelaufen gekommen, und alle versicherten ihm, daß er gestorben sei. „Hast Du nicht selbst gesagt", erwiderte der Pfarrer, „wenn Du heute früh nicht kämst, dann wärst Du gestorben? Ich dachte daß Du Deinen Tod vorausgesehen hättest, und wollte Dir nur die letzte Ehre erweisen." Crossby ist nie wieder unpünktlich gewesen.

*

Vor dem Fenster hing ein Zettel: Intelligenter Laufbursche gesucht. Der Kaufmann sah, wie ein kleiner Junge vorbeikam, den Zetel sah, ihn abriß und in die Tasche steckte. Dann ging der Junge in aller Ruhe in den Laden. „Was machst du denn da?" wunderte sich der Inhaber. „Warum hast du den Zettel weggenommen?" „Warum?" wunderte sich der Junge seinerseits. „Weil er jetzt überflüssig ist. Ich bin doch da!"

Vater: „Was, du hast alle die Süßigkeiten gegessen, ohne an deinen kleinen Bruder zu denken?"



Ruth: „O, ich habe an ihn die ganze Zeit gedacht Ich fürchtete immer, er würde kommen, bevor ich mit dem Essen fertig wäre!"

*

Sehr hübsch ist die Anekdote über die Entstehung des Sprichwortes: „Was eine Harke ist". In den zwanziger Jahren, als es noch keine Eisenbahn gab, besuchte ein junges Landmädchen aus Ostpreußen die Hauptstadt Berlin, wo es ihr sehr gut gefiel. Heimgekehrt, trug sie ihr hauptstädtisches Wissen und Benehmen zur Schau und sah auf alles Ländliche mit Verachtung herab. Als eines Tages bei Tisch von landwirtschaftlichen Gegenständen und namentlich von einer Harke die Rede war, fragte die junge Dame: „Harke, was ist das?" Alles lächelte, aber niemand gab ihr Bescheid. Am nächsten Tage besuchte die Dame die Feldarbeiter und trat dabei auf einen von ihr nicht beachteten Gegenstand so unglücklich — nämlich auf die Zinken einer Harke — daß der Stiel sich hoch in die Luft richtete und die Dame gerade vor den Kopf stieß. Im Schmerz vergaß sie plötzlich ihre „hochdeutsche" Bildung und schrie: „Dei verdammte Hark'!" Ihr Bruder, der daneben stand, lachte laut auf und rief: „Nun, liebe Schwester, weißt Du ja mit einem Male, was eine Harke ist..."

*

Reingefallen!



»Weißt Du schon, das Großfeuer gestern in der Hauptstraße hat sogar der Leuchtturmwärter an der Ostsee gesehen....«

»Aber, Max, das ist doch unmöglich...«

»Doch, doch — der war nämlich hier bei seinem Onkel zu Besuch.